

# **Hunger – Kälte – Isolation**

**Erlebnisberichte  
und Forschungsergebnisse  
zum sowjetischen Speziallager  
Bautzen  
1945 – 1950**

**Lebenszeugnisse – Leidenswege**

Bearbeitet

von Cornelia Liebold und Bert Pampel

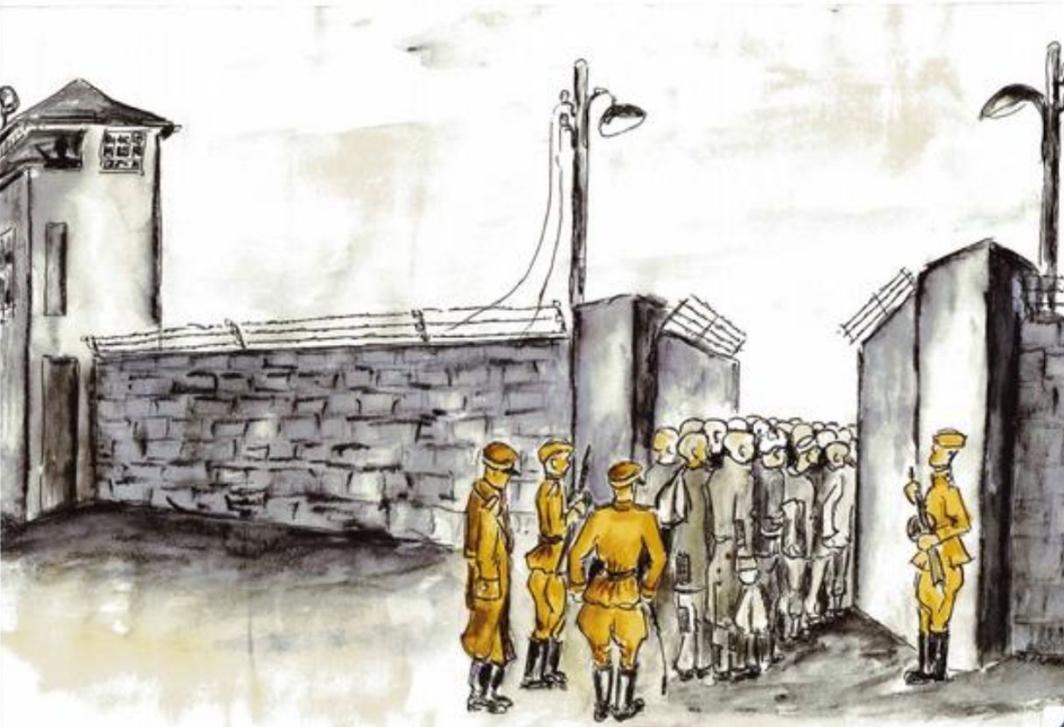
Stiftung Sächsische Gedenkstätten  
zur Erinnerung an die Opfer  
politischer Gewaltherrschaft



ISBN 3-9805527-3-X

# Lebenszeugnisse – Leidenswege

Heft 4



# Hunger – Kälte – Isolation

## Erlebnisberichte und Forschungsergebnisse zum sowjetischen Speziallager Bautzen 1945-1950

Bearbeitet  
von Cornelia Liebold und Bert Pampel



© Bundesstiftung Aufarbeitung

Dresden 1997

### **Lebenszeugnisse – Leidenswege**

Eine Hefreihe herausgegeben von Norbert Haase und Klaus-Dieter Müller  
im Auftrag der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die  
Opfer politischer Gewaltherrschaft in Zusammenarbeit mit dem  
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e. V. an der TU  
Dresden  
Heft 4

© Stiftung Sächsische Gedenkstätten  
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft (1997)

Satz: Walter Heidenreich, HAIT Dresden  
Umschlaggestaltung, Titlei: Annette Fritzsch, Auerbachpresse Zwickau  
Druck: Medien Profis GmbH, Leipzig  
Printed in Germany

ISBN 3-9805527-3-X

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

## Inhaltsverzeichnis

Einführung	7
<i>Kurt Pickel:</i> «... hast du unterschrieben deine Urteil.»	11
<i>Harald Möller:</i> «Wir durften nicht sitzen und nicht liegen, mussten den ganzen Tag nur immer laufen.»	23
<i>Georg Siegler:</i> «... und so eine Totenstille bei uns.»	45
<i>Horst Heinze:</i> Die Flucht. Aus einem Bericht	59
<i>Alexandr Haritonow</i> <i>mit Dmitrij Filippowych, Jan Lipinsky:</i> Das sowjetische Speziallager in Bautzen 1945-1950 aus der Sicht sowjetischer Akten	71
Literaturverzeichnis	101
Abkürzungsverzeichnis	103

## Einführung

Am 28. Mai 1947 übermittelte der Leiter des sowjetischen Speziallagers Bautzen, Oberstleutnant Kasakow, eine seiner regelmässigen zweiwöchentlichen Stärkemeldungen an die zentrale Abteilung in Berlin. Kasakow berichtete darin, dass sich 5'573 Gefangene im Lager befänden, von denen 2'955 durch sowjetische Militärtribunale (SMT) verurteilt worden wären. Tausende Männer, Frauen und Jugendliche waren seit Mai 1945 vor ihnen durch diese Lager gegangen. Tausende sollten ihnen noch bis 1950 folgen. Woher kamen die Verhafteten? Warum waren sie in das Visier der sowjetischen «Sicherheitsorgane» geraten? Weswegen wurden sie verurteilt? Wie ist es ihnen in der Gefangenschaft der sowjetischen Geheimpolizei ergangen? Wie haben die Überlebenden ihre Haft bewältigt?

Diese und viele andere Fragestellungen zu den sowjetischen Speziallagern nach 1945 auf deutschem Boden werden seit 1990 in der deutschen Öffentlichkeit kontrovers erörtert. Um nur die beiden gegensätzlichsten Positionen zu nennen: Für die einen unterscheiden sich diese Lager nach ihrem Zweck und ihrer Form kaum von den Internierungslagern der Westalliierten. Ihre Einrichtung sei durch Beschlüsse der Siegermächte zum Umgang mit den Nazi- und Kriegsverbrechern, Minderbelasteten und Mitläufern des Dritten Reiches, wie die entsprechenden Kategorien lauteten, gerechtfertigt gewesen. Für andere sind diese Lager in erster Linie Instrumente sowjetischer Nachkriegspolitik gewesen, die von vornherein darauf abgezielt habe, im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands ein kommunistisches System zu errichten.

Das 1990 gegründete Bautzen-Komitee ehemaliger Häftlinge der Gefängnisse Bautzen I („Gelbes Elend“) und II („MfS-Sonderhaftanstalt“) hat auf den inhaltlichen Verlauf dieser Diskussionen einen massgeblichen Einfluss genommen, nicht zuletzt durch sein Buch «Das Gelbe Elend» und die alljährlich durchgeführten Bautzen-Treffen. Seinem Einsatz war es zu verdanken, dass der Sächsische Landtag im Jahre 1993 beschloss, die ehemalige Haftanstalt Bautzen II als Gedenkstätte für die Opfer politischer Justiz in den beiden Bautzener Gefängnissen zu gestalten.

Seit 1995 befindet sich die Gedenkstätte Bautzen in der Trägerschaft der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft, die neben Bautzen die Gedenkstätten Ehrenhain Zeithain, Pirna-Sonnenstein, Dresden Münchner Platz und das Dokumentations- und Informationszentrum (DIZ) Torgau fördert und betreut. Gemeinsam mit dem Bautzen-Komitee hat sich die Stiftung seitdem der Aufgabe gewidmet, in dieser Gedenkstätte die Erinnerung an die Opfer der sowjetischen Internierungspraxis im «Gelben Elend» und die Opfer des DDR-Strafvollzuges in Bautzen I und II wachzuhalten sowie die Geschichte der beiden Haftanstalten zu dokumentieren. Musste es zunächst vor allem um die Sicherung der Bausubstanz des an-

fangs dieses Jahrhunderts errichteten Gefängnisses Bautzen II in der Weingangstrasse gehen, so stehen seit Mitte 1996 Forschungstätigkeit und konzeptionelle Arbeiten im Mittelpunkt. Ein Zeitzeugenbüro hat im September 1996 seine Arbeit aufgenommen, Anfang 1997 wurde die Konzeption zur weiteren Gestaltung der Gedenkstätte von den zuständigen Gremien der Stiftung als Grundlage der weiteren Arbeit empfohlen. Seit Ende 1996 finden in der Gedenkstätte monatlich öffentliche Veranstaltungen zur politischen Justiz und Verfolgung während des Nationalsozialismus, der sowjetischen Besatzungszeit und der SED-Diktatur statt.

Es ist wesentlicher Zweck der Gedenkstätte wie auch Anliegen der seit Anfang 1997 gemeinsam mit dem Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung herausgegebenen Hefreihe «Lebenszeugnisse – Leidenswege», breite Kreise der Gesellschaft für die Ursachen, das Funktionieren und die Folgen der Diktaturen im Deutschland dieses Jahrhunderts zu sensibilisieren. Sie fühlt sich dem von Albert Camus formulierten Leitgedanken verpflichtet, «sich derer anzunehmen, die Geschichte erleiden mussten, um sie gegen jene zu schützen, die sich anmassen, Geschichte machen zu müssen.» So dokumentiert sie menschliches Leid und menschliche Grösse, aber auch menschliches Versagen in autobiographischen Berichten und Zeugnissen der Betroffenen, die durch ergänzende Berichte zum Forschungsstand in den Gesamtkontext der jeweiligen spezifischen politischen Verfolgung gestellt werden.

Im vorliegenden Heft 4 dieser Reihe werden Erlebnisberichte von Kurt Pickel, Harald Möller, Georg Siegler und Horst Heinze, Gefangene des Speziallagers der sowjetischen Geheimpolizei NKWD in Bautzen, veröffentlicht. Sie sind, bis auf Heinzes Bericht, auf der Grundlage von Interviews des Zeitzeugenbüros der Gedenkstätte entstanden und spiegeln das Leben im Lager aus der Perspektive einiger seiner Insassen wider. Diese Zeitzeugen wurden alle im Alter von 17 bis 20 Jahren verhaftet und wegen angeblicher Spionage zu langjähriger Zwangsarbeit verurteilt. In den hier abgedruckten Berichten schildern sie nicht nur das Leben im Lager Bautzen, sondern ebenso die Umstände der Verhaftung, den Ablauf ihrer Verurteilung und ihr Leben nach der Gefangenschaft. Der Bericht von Horst Heinze über seine Flucht unterscheidet sich hier von den übrigen, da er detailliert seine Flucht beschreibt, ohne auf seinen übrigen Lebensweg näher einzugehen.

Der die Berichte ergänzende Beitrag der Historiker Alexandr Haritonow (Dresden), Dmitrij Filippowych (Moskau) und Jan Lipinsky (Bonn) fasst die neu gewonnenen Ergebnisse von umfangreicheren Studien der Verwaltungsakten des Speziallagers Bautzen zusammen. Ein Grossteil dieser Akten wurde 1995/96 im Rahmen eines Kooperationsprojekts zwischen der Stiftung Sächsische Gedenkstätten und dem Institut für Geschichte und Biographie Lüden-

scheid in Moskau vervielfältigt und zur wissenschaftlichen Bearbeitung nach Dresden gegeben.

Wer die ersten Zeilen des Berichts von Kurt Pickel gelesen hat, der wird dieses Heft nicht mehr aus der Hand legen. Bis zum eindringlichen Fluchtbericht von Horst Heinze ergreifen ihn die Schilderungen von Menschen, die in den Nachkriegswirren und den ersten Jahren der Sowjetisierung Mitteldeutschlands auf verschiedene Weise in die Mühlen der sowjetischen Militärjustiz geraten sind. Keines dieser Schicksale gleicht dem anderen, auch wenn sich die Berichte über die Misshandlungen nach der Verhaftung, die Umstände der Verurteilung oder die katastrophale Ernährung im Lager ähneln. Jeder dieser Menschen war von einer anderen Kindheit geprägt, wurde aus anderen Verhältnissen herausgerissen und reagierte individuell auf die tödliche Bedrohung. Jeder musste schliesslich für sich allein die physischen und psychischen Lasten dieser Jahre – Alpträume, Invalidität, gesellschaftliche Anpassungsprobleme – bewältigen. Jedes dieser Schicksale ist es deshalb wert, zur Kenntnis genommen und in der Erinnerung aufbewahrt zu werden.

Es ist richtig, dass die Geschichte der sowjetischen Speziallager, ganz im Sinne von Camus, nicht ohne die Berichte ihrer Insassen geschrieben werden kann, so wie die Geschichte des Dritten Reiches nicht ohne die Berichte der politisch, religiös und rassistisch Verfolgten geschrieben werden kann. Es ist ebenso richtig, dass man die Chance für den Versuch verpasst, aus den leidvollen Erfahrungen jener Zeit für die Zukunft zu lernen, wenn man das in den Akten überlieferte bürokratische Gedächtnis der Lager nicht zur Kenntnis nimmt. Das hiesse, in dem Entsetzen über das vergangene Elend zu verharren, anstatt nach der Antwort auf die Frage zu suchen: «Warum mussten diese Menschen so leiden?» Diese Frage lässt sich nicht allein durch die Akten, aber auch nicht ohne die Akten beantworten.

Die Funktion des Lagers in Bautzen können wir heute zum Teil aus den inzwischen zugänglichen sowjetischen Akten rekonstruieren. Der abschliessende Beitrag der drei Historiker macht deutlich, wie schnell sich das Bautzener Lager von einem alliierten Internierungslager sowjetischer Prägung für einfache Parteimitglieder sowie kleine und mittlere Funktionäre der NSDAP und der ihr angeschlossenen Organisationen zu einem ausgewiesenen Zweiglager des «Archipel GULag» entwickelte, in dem wegen «konterrevolutionärer Verbrechen» Verurteilte die Mehrheit der Gefangenen stellte. Mit dem Bestreben, diese Entwicklung, die ihren Abschluss in der formalen Unterstellung des Lagers unter die «Hauptverwaltung Lager» (GULag) des Innenministeriums der UdSSR am 9. August 1948 fand, klar herauszustellen, wird gleichzeitig den Versuchen widersprochen, die sowjetischen Lager nach 1945 auf deutschem Boden mehr oder weniger ohne Einschränkungen in den Kontext der alliierten Entnazifizierungs- und Internierungspraxis zu stellen.

Trotzdem muss gleichzeitig die Vorläufigkeit und Begrenztheit der Aussagen in diesem Heft festgestellt werden. Die Berichte der Gefangenen spiegeln lediglich Erfahrungen junger Menschen, die wegen willkürlicher Spionagevorwürfe verurteilt und gefangengehalten wurden. Es fehlt in diesem Heft die Auseinandersetzung aktiver demokratischer Gegner der sowjetischen Besatzungspolitik mit ihrer Gefangenschaft. Ehemalige Mitläufer oder gar schwerbelastete NS-Täter, die es ohne Zweifel in Bautzen auch gab, kommen in diesem Heft nicht zu Wort. Hier steht die Forschung vor dem Problem, dass nur sehr wenige der ohne Urteil Internierten heute noch am Leben sind. In dem Bericht von Alexandr Haritonow, Dmitrij Filippowych und Jan Lipinsky wird deutlich, dass zwei Drittel dieser Gruppe von Insassen über 45 Jahre alt waren. Diejenigen, die damals als kleine und mittlere Amtsträger der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen Verantwortung für das Geschehen im Dritten Reich trugen und wegen dieser Funktionen verhaftet wurden, sind in der Regel gestorben, sehr oft bereits während ihrer Gefangenschaft. Diejenigen von ihnen, die noch leben, schweigen.

Dass es im Lager Bautzen auch viele Gefangene gab, die den Nationalsozialismus eher gestützt als bekämpft haben, mindert jedoch nicht seinen Unrechtscharakter. Die anerkannten Grundsätze der Menschenwürde und der unveräußerlichen Menschenrechte lassen heute nur einen Schluss zu: Niemand hat das Recht, Menschen ohne Anklage und rechtsstaatliches Verfahren für Jahre in Lager zu sperren, vollständig von der Aussenwelt zu isolieren und verhungern zu lassen.

Dresden, Mai 1997

*Cornelia Liebold  
Bert Pampel*

Kurt Pickel

## «... hast du unterschrieben deine Urteil.»

*Kurt Pickel wurde am 24. Mai 1931 in Hamburg geboren. Er wuchs in verschiedenen Waisenheimen in Hamburg, Neubrandenburg und Hannover auf. Nach Kriegsende arbeitete er unter anderem bei der britischen Besatzungsmacht und bei der Wismut AG. Bei einem Fluchtversuch aus Aue in die Westzonen wurde er am 1. Juli 1948 verhaftet und zwei Wochen später vom sowjetischen Militärtribunal Aue wegen «Spionage» zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. Von Juli 1948 bis Mitte November 1952 war Kurt Pickel in Bautzen inhaftiert, anschliessend wurde er in das Haftkrankenhaus Waldheim verlegt. Während der Haft erkrankte er an Lungen- und Augen-Tbc. Nach schweren Misshandlungen durch die Deutsche Volkspolizei während des Aufstands in Bautzen im März 1950 musste er drei Jahre in einem Gipsbett zubringen. Im Januar 1954 wurde Pickel in das Krankenhaus Schweikershain entlassen. Dort lernte er seine Frau kennen, die er im Oktober 1954 heiratete. Aus der Ehe gingen fünf Söhne hervor. Aufgrund seiner schweren Folgeschäden wurde Pickel 1956 teilinvalidisiert. Er arbeitete anfangs als Hausmeister, später war er im Dienst der katholischen Kirche als Diakonatsshelfer tätig. 1986 ging Pickel aufgrund seiner angegriffenen Gesundheit in Rente und lebt heute in Meyendorf bei Magdeburg.*

Ich wurde am Pfingstsonntag, dem 24. Mai 1931, in Hamburg geboren. Ich kam bereits als Säugling in ein Waisenhaus und verbrachte dort meine gesamte Jugend. Jedes Heim, in dem ich gewesen bin, hatte andere Strukturen und andere Methoden, die Kinder zu erziehen. In einem Heim herrschte Güte und in dem anderen Strenge. Im Neubrandenburger Bethanienkinderheim lief zum Beispiel alles ganz militärisch auf Kommando ab. Dort war unser Heimleiter «Vater» und seine Frau war die «Mutter». Es sollte wohl wie eine Familienidylle wirken, aber wenn 150 Kinder in einem Saal sitzen und dann zum Beten vor dem Essen aufspringen müssen, so fehlt die Idylle. Und es wurde immer gebetet: für das deutsche Volk, das Vaterland und den Führer. Das Stephanstift in Hannover war dagegen direkt ein Dorf. In dessen Mitte stand eine grosse Kirche und ringsherum waren kleine Häuschen, so ähnlich wie heute die SOS-Kinderdörfer. In einem Haus wohnten 15 bis 18 Kinder und jeweils eine Erzieherin. Sie war für uns verantwortlich, schickte uns in die Schule und sorgte dafür, dass wir zu Hause auch assen. Das war tatsächlich wie eine kleine Familie.

Dann kam der Krieg nach Deutschland. Wegen Bombengefahr wurden wir verlegt. Ich kam zu Bauern aufs Land, wo ich bis zum Kriegsende blieb. Ich habe viel arbeiten müssen, um mir mein Essen zu verdienen. In die Schule bin ich

nicht mehr gegangen, so dass ich nie zu einem ordentlichen Schulabschluss gekommen bin.

## Die Verurteilung

Nach dem Krieg bin ich wie so viele junge Burschen, die in Heimen aufgewachsen sind, meinen eigenen Lebensweg gegangen. Ich habe mal hier und mal dort gearbeitet, bis ich dann eines Tages bei einer englischen Transporteinheit gelandet bin. Dort konnte ich aber nicht bleiben, weil ich zu jung war und so bin ich von dort aus in die damalige Ostzone gegangen. Mit einer englischen Uniformjacke bekleidet kam ich 1948 zur falschen Zeit am falschen Ort in eine Razzia. Man stellte mir anheim, entweder nach Aue in den Bergbau zu gehen oder als «Werwolf» den Russen übergeben zu werden. Ich entschied mich natürlich für die Wismut, wo mir jedoch von älteren Bergleuten gesagt wurde: «Mensch Junge, sieh zu, dass Du hier wekommst, Du machst Dich hier nur kaputt.» So bin ich in Richtung Westen ausgerissen. Ich wollte im Vogtland über die Grenze gehen, wurde aber in Heinersgrün von einem deutschen Polizisten festgehalten. Dieser übergab mich, weil ich Papiere aus Aue hatte, den Russen. Ich wurde nach Plauen verlegt. Von Plauen kam ich, weil ich Beschäftigter bei der Wismut war, wieder nach Aue und dort wurde mir nach nur 16 Tagen der Prozess gemacht.

Oft genug habe ich die Situation in der Untersuchungshaft beschrieben und es fällt mir immer noch schwer, darüber zu reden. Ich war wahrscheinlich einer der wenigen, die es nur ganz kurze Zeit ausgehalten haben, um dann alles zuzugeben, was die Russen von einem hören wollten. Ich war innerhalb von 14 Tagen ein ganz grosser Spion für den englischen Secret Service. Ich erlebte das, was andere auch erlebten: ausgeschlagene Zähne, nächtliche Verhöre im Wasserkeller und das im ständigen Wechsel. Die Taktik der Russen war dahingehend, dass einmal ein freundlicher Vernehmungsoffizier da war, zu dem man Vertrauen fasste, und dann wieder ein brutaler, der mit Gewalt auf einen losging. So wurde mir klargemacht, wer mein Auftraggeber war. Es war ein gewisser Major Marquard, der als besonderes Kennzeichen eine Shagpfeife rauchte. Der hätte mich damit beauftragt, als gerade Siebzehnjähriger nach Aue zur Wismut zu gehen, um – ohne bergbauliche Vorkenntnisse – festzustellen, wie uranhaltig das Erz dort ist und wieviel Erz am Tag gefördert und in die Sowjetunion geschafft wird.

Es war auch eine Frage bei den Russen, ob ich in der HJ gewesen wäre. Das habe ich verneint, denn ich war nicht in der HJ, sondern im Deutschen Jungvolk. Der Vernehmungsoffizier fragte: «Nu, was warst du gewesen?» Man war zu blöde und der Vernehmungsoffizier war so nett und so freundlich, da habe ich von der Jugend erzählt. Dort gab es verschiedene Ränge: einen Hordenführer, einen Oberhordenführer und den Jungzugführer. Der Oberhordenführer

hatte einen schwarzen Kreis mit zwei silbernen Winkeln drinnen. Da sagte dann der Russe: «Ooch nu mehr wie Gidler, Gidler bloss einmal.» Hitler war ja nur Gefreiter, und so war ich der Schlimme. Das sind Sachen, die einem damals gar nicht so aufgestossen sind. Da hatte man eher Angst, wenn man zu dem Vernehmungsoffizier kam, der mit der harten Faust auf einen losging. Bei dem anderen fühlte man sich sicherer oder menschlicher.

Dies waren somit meine Vergehen und dafür bekam ich 25 Jahre Arbeitsbesserungslager nach dem berühmten Paragraphen 58-6 („Spionage“) des russischen Strafgesetzbuches. Bei der Gerichtsverhandlung sass in der Mitte ein Major, rechts von ihm ein Feldwebel und dann ein ganz einfacher Soldat als Beisitzer. Dann sass da noch eine Frau als Staatsanwältin, auch in Uniform. Mein Leutnant war zugleich Dolmetscher und angeblicher Verteidiger. Er stellte sich vor: «Ich dein Verteidiger, ich muss für dich beantragen gerechtes Urteil.» Also nicht etwa: «Freisprechen», sondern: «Ich muss für dich beantragen gerechtes Urteil.» Die Russin verlas die Anklageschrift, natürlich alles in Russisch. Der Leutnant übersetzte immer kurz dazwischen: «Du bist geschickt worden von Secret Service und der Auftraggeber war Major Marquard.» So ging das eine Weile fort. Von dem, was die Staatsanwältin sprach, übersetzte der Leutnant wahrscheinlich nur Fetzen. Später sagte sie irgendwas von: «Dwazat pjat». Ich habe dagestanden und gedacht: 25 Tage! Mensch, da müssen die dich aber schnell rauslassen, denn ich sass ja schon eine Weile. Ich fragte den Verteidiger: «25 Tage?» – «Njet», sagte der, «Du 25 Jahre.» Da habe ich mich wieder hingesetzt. Ich weiss nicht, was man in solch einem Moment fühlt. Man hat mich einfach sitzen lassen. Nach einer Weile war Ruhe und dann kamen sie und legten mir einen Zettel in Russisch vor, ich solle jetzt mein Urteil unterschreiben. Da habe ich gesagt: «Nein, nein, ich unterschreibe nicht. Alles Lüge, das ist alles nicht wahr.» – «Nu, jetzt ist alles vorbei, kannst gehen.» Und dann konnte ich gehen. Das Ganze hat 15 bis 20 Minuten gedauert. Danach kam ich hinunter in eine andere Zelle, in der bereits vier Männer waren. Am gleichen Tag waren in verschiedenen Zimmern verschiedene Gerichtsverhandlungen. Da kamen fünf Richter und fünf Staatsanwälte und sie nahmen gleich den ganzen Schub aus Aue. Ich kam in die Zelle und die anderen fragten: «Na, hast du auch 25 Jahre?» Da habe ich die erst einmal völlig konsterniert angeguckt. Das ging mir nicht in den Kopf. Ich war fix und alle. Das kann ich gar nicht mehr beschreiben.

Nach zwei Tagen kam jemand von den Russen mit einem Schreiben, auch wieder alles in Russisch. «Nu, du unterschreiben deine Effekten.» Das hiess eigentlich unterschreiben, was sie mir abgenommen hatten: Uhr, Füllfederhalter und Taschenmesser. Da habe ich unterschrieben. «Nu charascho», sagte er, «hast du unterschrieben deine Urteil.» So. Und dann ging es nach Bautzen.

## Im Speziallager Bautzen

Als wir in Bautzen ankamen, wurden wir von einem Lagerkommando aus Gefangenen begrüßt. Dieses Kommando bestand aus Deutschen und der Chef war dieser berühmte «Baron Ruttke», der später in Frankfurt am Main verurteilt worden ist. Der schrie gleich los: «Ausziehen! Alles ausziehen!» Alles, was irgendwie gut aussah, wurde uns weggenommen und wir bekamen andere Sachen. Dann kamen die Haare runter und es ging zum Duschen, anschliessend zur Desinfektion und danach auf die Zelle. Dort waren wir zu viert. Nachts fielen die Wanzen herunter; so habe ich zum ersten Mal Wanzen kennengelernt.

Ich kann nicht sagen, wie lange ich auf der Zelle gewesen bin. Jedenfalls wurde ich irgendwann auf einen Saal verlegt. Wir waren vielleicht 400 Mann auf dem Saal, vielleicht auch 380 oder 420, also mal mehr und mal weniger. Der Saal hatte Blöcke: Block A, Block B, Block C, Block Deutschland – insgesamt sechs oder acht Blöcke. Jeder Block hatte vier Etagen, zwei zum Mittelgang, eine obere und eine untere, zwei zur Fensterseite, obere und untere. Auf jeder Reihe lagen wir mit 18 Mann. Wenn jetzt jemand schlafen wollte und sich umdrehte, dann mussten sich die anderen auch mit umdrehen.

Auf dem Saal war das Leben leichter. Man ging sich nicht so auf den Geist wie in der Zelle. In der Zelle war man ständig zusammen. Jeder erzählte sein Schicksal und aus seinem Leben, so wusste schon nach ganz kurzer Zeit einer vom anderen, wie es bei dem aussieht, und da ging einer dem anderen auch langsam auf die Nerven. Dann gab es doch Reibereien, man zankte sich und das war auf so einer Zelle unerträglich. Manchmal hat der eine in der Ecke gestanden, war beleidigt und hat kein Wort gesprochen. Das war für die anderen belastend.

Auf dem Saal war das anders und dies ist wahrscheinlich auch ein Grund, warum ich überlebt habe. Da gab es, das hört sich vielleicht komisch an, Interessengemeinschaften. Es waren die verschiedensten Leute eingesperrt: ein Studienrat, ein Professor, ein Mathematiker. Dann war da einer – war es ein Schriftsteller oder war es ein Bibliothekar? –, der von Literatur Ahnung hatte. Er hat einen Zirkel über deutsche Dichter geleitet. Es bildeten sich Zirkel für alle Themenbereiche. Studienräte unterrichteten uns Jugendliche. Nun hatten wir keine Tafel und kein Papier. Wir hatten überhaupt nichts zum Schreiben, ausser Tenseife. Wenn man die aufweichte und knetet, so konnte man sich aus der Seife eine Tafel machen. Jemand hatte ein Stück Aluminiumdraht, den spitzte man an und konnte damit auf dieser Tafel schreiben. So war man immer geistig auf der Höhe.

Natürlich gab es auch Zirkel, in denen einer aus der Hand las und wahr sagte, zum Beispiel, wann man entlassen werde. Da ist man auch hingegangen, weil man die Hoffnung brauchte, nicht weil man daran glaubte.

Genauso ist es mit der Parole gewesen: «Es kommt eine Amnestie.» Auf diese Amnestie hin lebte man. «Jetzt sind wieder ein paar Mann entlassen worden und da bist du dann beim nächsten Mal dran.» Man war zwar niedergeschlagen, aber so machte man sich Hoffnung. Ich habe dort Sticken und Stopfen gelernt. Der eine hatte ein rotes Inlett, der andere hatte ein blaues. Die wurden zerrissen und die langen Fäden herausgezogen. Diese Fäden wurden dann auch verkauft. Eine Scheibe Brot für 10 Fäden. Da hast du eine Scheibe Brot gegeben. Der andere hat wieder Nadeln verkauft und Draht angespitzt. Da sind Stickereien entstanden, das hält man nicht für möglich. Der Nächste hat einen Chor aufgemacht und jeden Abend zum Schlafengehen sang er in einer Ecke leise Lieder. Dann wurden auch Bettlaken teuer gehandelt, denn daraus entstanden ruckzuck Schachbretter. Dadurch war der Geist wenigstens ein bisschen rege.

Die gefährlichste Zeit auf solch einem Saal war immer zu unseren Festtagen, wo die Russen genau wussten, dass wir seelisch angeknackst sind. Weihnachten oder Ostern, wo sich jeder nach Hause sehnte und an seine Kinder dachte, oder an ihren Festen, zur Oktoberrevolution, zum 1. und zum 8. Mai. Das waren die berühmten «Filtztage», da kam garantiert: «Raustreten zur Freistunde». Während der Zeit, die wir im Hof herumliefen, verwandelte sich der Saal in ein Schlachtfeld. Da wurde gefilzt und jede Ritze nachgesehen, ob sich ein Bleistift oder eine Nadel finden liess. Dann ist man zurückgekommen und hat sich geärgert. Ich nehme das den Russen nicht einmal so übel, denn das waren nur die Bewacher, die lediglich danebengestanden haben. Gefilzt haben die Deutschen, die dort als Kalfaktoren, Aufsichtspersonen und Saalkommandanten eingesetzt waren. Die Brüder waren manchmal schlimmer als die Russen.

Ein ganz grosses Problem war die Ernährung. Vier Mann bildeten jeweils eine Brotgemeinschaft. Da gab es einen Tag Zucker, immer löffelweise. Einen Tag gab es Marmelade und einen Tag gab es Fett, entweder Schmalz oder Margarine. Die vier Mann bekamen ihr Stück und dann wurde genau geteilt, damit ja keiner zu viel bekam. Jede Brotgemeinschaft hat sich eine Waage gebastelt. Wenn das Brot kam, wurde es sorgfältig geschnitten. Da achteten acht Augen darauf, dass das ja gerecht zugeht.

Neben den SMT-Verurteilten gab es in Bautzen auch noch die sogenannten Internierten ohne Urteil, die 1948 in einem Aussenlager untergebracht waren. Die durften arbeiten, sie waren in der Schneiderei, in der Wäscherei und in anderen Werkstätten tätig. Erst nach der Übergabe 1950 wurden auch aus den SMT-Leuten die anderen Kommandos gebildet. Schneiderei, Wäscherei und Kfz-Werkstatt wurden dann aufgemacht. Die Internierten kamen nur als Ärzte zu uns rein. Die anderen Internierten aus der Schneiderei, Wäscherei oder Bäckerei kamen erst gar nicht mit uns zusammen. Zur Übergabe waren sie nicht mehr da, sie waren entlassen oder verlegt worden und das Aussenlager wurde dann abgerissen. Um dieses Interniertenlager herum führte der Weg des Lei-

chenwagens zum Karnickelberg. Diesen Wagen haben wir immer abends gesehen, wenn er beladen hinausfuhr.

Ich erkrankte zu der Zeit an einer offenen Lungen-Tbc, als der «Engel von Bautzen», eine russische Ärztin im Range eines Hauptmanns, im Lager arbeitete. Ich kam nur ins Lazarett, weil ich dem Sanitäter eine Kuhle Brot gegeben hatte. Da hat er mich rausgeschleust und ich kam ins Lazarett zur Untersuchung. Dort stellte man Tuberkulose fest und ich musste gleich dableiben. Der Frau verdanken viele in Bautzen ihr Leben. Sie war sehr sachlich und ordentlich. Man hatte bei ihr das Gefühl, sie sei tatsächlich Ärztin und wolle uns helfen. Sie hat auch durchgesetzt, dass die Tbc-Kranken die reichhaltigere Tbc-Verpflegung bekamen.

Ich wurde im Oktober/November 1948 ins Lazarett gebracht. Dort wurden zunächst einmal alle Sachen abgenommen und neue ausgeteilt. Eine Unterhose, ein Unterhemd und zwei Wolldecken, ein paar Socken und ein paar Holzlatschen – das war dann die ganze Bekleidung. Eine Wolldecke band man sich unten herum und eine legte man sich über die Schulter. So sind wir auch rausgegangen auf den Hof. Das war unsere Rundganguniform. Erstmals hatte dort jeder seine eigene Pritsche, seinen eigenen Schlafplatz. Das war schon eine Wohltat.

Und man bekam wirklich anderes Essen. Es gab Kartoffeln mit Sauerkraut zusammengekocht, das war ein Festessen! Es gab Milch und wir bekamen auch Butter. Die Ärztin hatte diese verbesserte Verpflegung durchgesetzt, sogar Wunschkost für die Schwerkranken. Fröhlich kam der Pfleger durch die Zellen und fragte: «Was möchtest du?» Da gab es fünf Essen zur Auswahl, es gab Griessbrei, Pfannkuchen oder Kartoffelbrei und anderes. Jedenfalls gab es fünf verschiedene Mahlzeiten. Das konnte sich jeder aussuchen, obwohl manche mittags schon gar keinen Appetit mehr darauf hatten, weil sie so krank waren, dass ihnen der Appetit vergangen war.

Mein behandelnder Arzt, dem ich praktisch mein Leben verdanke, hiess Dr. Krämer. Von dem habe ich eine ordentliche Ohrfeige bekommen. Er hat mir eine geknallt und gesagt: «Ich kümmere mich darum, dass du auf die Beine kommst und du willst nicht mehr.» Nein, ich wollte wirklich nicht mehr leben. Ich war schwerkrank, wurde täglich punktiert und hatte Wasser. Täglich musste ich sehen, wie einer meiner Zellenkameraden starb. Die Schelle von Dr. Krämer werde ich trotzdem aus Dankbarkeit mein Leben lang nicht vergessen. Dr. Krämer ist 1950, als wir den Deutschen übergeben wurden, nach Russland gekommen, weil er zuviel wusste.\* Jedes Jahr am 18. Dezember sage ich: «Heute hat Dr. Krämer Geburtstag.» Den Mann werde ich nie vergessen.

Es gibt Sachen, an die man sich doch gern erinnert, zum Beispiel die erste selbstgestaltete Weihnachtsfeier. 1949, als es dann immer besser wurde, kam

\* Siehe Haritonow u. a, S. 78.

es auch vor, dass bei den Gesunden ab und zu Fleischstücke in der Suppe waren. Wir bekamen die erste Postkarte, eine Faltkarte, so dass man den Angehörigen schreiben konnte. Ich hatte ja nun niemanden, dem ich schreiben konnte. Meine letzte Heimatanschrift, die ich angegeben hatte, war Hannover-Kleefeld, das Stephansstift. Da sagte einer: «Komm hier, du schreibst an meinen Bruder oder du schreibst an meine Schwester.» So habe ich eben geschrieben: «Lieber Anton, mir geht's gut...» Dann durften wir zum ersten Mal ein Päckchen empfangen, es gab die erste Zeitung, wo alle Meldungen, die angeblich nicht gut für uns waren, rausgeschnitten waren.

## Der Aufstand im März 1950

So kam die Zeit, wo wir den Deutschen übergeben wurden. Wir haben aufgetan. Endlich, jetzt endlich, kann man mit den Posten reden, jetzt kann man sich endlich mal Luft machen. Schöne Illusion! Es kam die erste Untersuchung, die Generaluntersuchung. Das Interessante war, dass die Deutschen über uns gar nichts wussten. Die waren schockiert, dass so viele in Bautzen waren. Sie bekamen von den Russen Zettel übergeben, auf denen zum Beispiel lediglich stand: «Pickel, Kurt, 25 Jahre wegen Spionage». Keine Akte dazu, gar nichts. Je nach Urteil und Straftat wurde uns nun die Tbc-Verpflegung gelassen oder gestrichen.

Das Essen wurde immer dünner und immer weniger. Wir Tbc-Kranken merkten das ganz besonders. Die Wunschkost wurde sofort abgeschafft, die gab es nicht für Feinde des Arbeiter- und Bauernstaates, das war ganz klar. Mitte März haben wir zum ersten Mal am Fenster gestanden und gerufen: «Hilfe, Hilfe wir verrecken, Hunger, Hunger!» Das hat dann der Kreuzbau, der Hauptbau des Gefängnisses, aufgefangen und mitgerufen. Da sind sogar Bauernwagen gekommen, die Kartoffeln und Kohl gebracht haben. Sie wurden aber nicht reingelassen, obwohl sie helfen wollten. Das ging vorbei und wir hatten nichts erreicht.

Jetzt begannen die Mühlen zu mahlen. Wir bekamen plötzlich Gefangene von anderen Gefängnissen dazu, die den Auftrag hatten, die Rädelsführer zu ermitteln. So kam grosse Uneinigkeit ins Lager. Im März 1950 haben die Polizisten einen Lazarettläufer, der unterwegs zum Lazarett war, geschnappt und verprügelt. Man hat gesehen, wie der verprügelt wurde. Und da rief man in den Saal rein: «Man verprügelt den Hotte, der ist dran, der wird geschlagen.» Das war wohl der Auslöser. In den Krankenbaracken riefen sie: «Hilfe, Hilfe, man schlägt Kranke.» Das hat sofort der ganze Saalflügel aufgefangen und fing an: «Hilfe, Hilfe man schlägt Kranke.» Alle gingen an die Fenster ran und es wurde gerufen: «Wir fordern die UN. Wir fordern das Internationale Rote Kreuz.» So haben wir dann nur noch gerufen. Alles ohne Absprache. Zu uns kamen die Polizisten schliesslich zuerst rein. Der Saal wurde unter Wasser gesetzt, und dann

kam Schulze, der Leiter des Gefängnisses. In einer Hand den Gummiknüppel, in der anderen Hand die Pistole und vorneweg sein Hund. «Fass! Schlagt sie tot, schlagt ihnen auf die Köpfe!» Ich lag gleich am Eingang. So viel Prügel, wie ich da bekommen habe, habe ich mein Leben noch nie gekriegt. Einige Polizisten haben in der hinteren Saalecke gestanden und nur auf die Bettkanten geklopft. Sie haben geschrien und immer wieder auf die Betten geklopft und gerufen: «Kameraden, wir tun euch nichts, wir tun euch nichts.» Also so etwas hat es auch gegeben. Aber die, die vorn im ersten Bereich waren, das waren die richtigen Schläger. Nach der Prügelei war ich fix und fertig. Ich kam dann für die nächsten drei Jahre in ein Gipsbett, weil meine Wirbelsäule durch die Schläge beschädigt worden war.

Nach und nach wurde es dann besser. Man konnte schreiben, ein Paket oder Briefe empfangen. Ich habe dann auch Pakete bekommen durch einen Bekannten, der mir eine Adresse vermittelt hatte. Das ging über die «Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit». So bekam ich Pakete wie jeder andere. Nach und nach gab es auch etwas mehr Kultur. Es gab zum Beispiel Kinoveranstaltungen, die waren immer in der Anstaltskirche. Aber wir als Tuberkulosekranke waren davon voll ausgeschlossen. Wir haben uns immer beholfen durch Eigeninitiative von Gesünderen innerhalb unserer Station, die dann doch mal einen Abend mit ein paar Witzen und Sketchen zusammengestellt haben, aus Faust oder aus Egmont vorgetragen haben oder stundenlang Geschichten erzählten. Das hat uns wenigstens abgelenkt.

1952 wurde bei mir neben all dem anderen auch noch Augentuberkulose festgestellt und die konnte nur in Waldheim behandelt werden, so dass ich im November 1952 in das Haftkrankenhaus nach Waldheim verlegt wurde. Ich blieb dann bis zu meiner Entlassung in diesem Krankenhaus. Ein paar Tage vor der Entlassung gab es wieder so eine Amnestie-Parole. Man hat zum Schluss schon nicht mehr daran geglaubt. Doch diesmal kam der Aufseher herein und sagte: «Kleiner, du bist auch dabei.» Ich musste erst noch ganz langsam wieder lernen, mich zu bewegen. Das war so schlimm: immer nur ein paar Minuten, damit sich der Körper wieder an das Laufen gewöhnen konnte. Ich hatte ja noch ganz dünne Beine, keine Muskeln von all den Jahren im Gipsbett.

## **Das Leben nach der Haft**

Direkt von der Entlassung in Waldheim am 18. Januar 1954 kam ich nach Schweikershain in ein Krankenhaus zur Ausheilung der Tbc und allmählichen Anpassung an das normale Leben. Wir waren 64 Mann, einer von uns ist noch in der ersten Nacht in Schweikershain gestorben. Wir wurden untersucht, einige in ihre Heimorte verlegt und ein Teil blieb dort. In diesem Krankenhaus

arbeitete meine spätere Frau als Arztsekretärin, wir haben uns dort kennengelernt.

Ich war noch bis Anfang Mai in der Klinik. Dann sind wir schon in unsere erste gemeinsame Wohnung in Rochlitz gezogen. Ich habe versucht, auf dem Bau zu arbeiten, aber nur acht Tage lang. Es ging einfach nicht. Dann kam ich in eine Textilfabrik, da war wieder viel zu viel Staub, so dass ich nur noch gehustet habe. Ich musste wieder in eine Heilstätte, aber da bin ich ausgerissen. Dort kam ich mir vor wie eingesperrt. Ich hatte einfach Heimweh und wollte zu meiner Frau. Ich erhielt dann 1954 meinen Schwerbehindertenausweis. Ich war immer wieder krank, erholt habe ich mich praktisch bis heute noch nicht.

Im Oktober 1954 haben wir geheiratet und im Laufe der Jahre fünf Kinder bekommen. Wegen der Kinder brauchten wir bald eine grössere Wohnung und so landeten wir in Grossweitzschen bei Grimma. Dort bin ich dann Hausmeister in der Schule geworden. Dort ging es mir gut, obwohl die ganze Parteileitung wusste, dass ich in Bautzen war. Ich habe nicht einmal ein schlechtes Wort gehört. Ich gehörte dazu. Wir konnten in Grossweitzschen wirklich Vertrauen haben zueinander, ohne dass irgendjemand Angst haben musste. Ich habe langsam angefangen und Mut bekommen, meinen Mund aufzumachen, so dass ich auch mit dem MfS unfreiwillig in Kontakt kam.

In der DDR sass ja auch immer diese Angst im Nacken: Sagst du zuviel oder sagst du nichts. Ich habe mich dann immer darangehalten, dass ich nur dann etwas sage, wenn ich genau wusste, ich bin gesetzlich im Recht.

Schliesslich bin ich nach längerer nebenberuflicher Laienarbeit für die katholische Kirche aus dem staatlichen Hausmeister-Schuldienst ausgeschieden. Wir zogen 1976 nach Dresden und ich wurde Diakonathelfer. Von da an war ich immer im kirchlichen Dienst, zuerst in Dresden, dann in Artern. Ich hatte später weiterhin grosse gesundheitliche Probleme, so dass ich 1986 in Rente gegangen bin. In Meyendorf in der Nähe von Magdeburg haben wir uns nun endgültig zur Ruhe gesetzt.

Nach der Wende 1989 habe ich über eine Anzeige Kontakt zum Bautzen-Komitee und dadurch auch einige ehemalige Mithäftlinge gefunden. Ich habe zu meinen Kindern bis zu diesem Zeitpunkt nie etwas über Bautzen gesagt. Der jüngste war dann einmal mit beim Bautzen-Forum und war ganz fassungslos, weil ich nie darüber gesprochen hatte. Ich hatte ehrlich gesagt Angst, dass die Kinder in der Schule darüber erzählen und dann Schwierigkeiten bekommen könnten. Bereits 1990 habe ich auch meinen ersten Rehabilitierungsantrag gestellt, der dann 1995 endlich aus Moskau positiv beantwortet wurde. Auch den Antrag auf Anerkennung der Haftschäden und Entschädigung habe ich gestellt. Vom Versorgungsamt wurden mir schliesslich 60 Prozent anerkannt: Lungenfunktionsstörung nach Lungentuberkulose, Nierenfunktionsstörung nach Nierentuberkulose, Zahnverluste, Sehminderung nach tuberkulöser Netz- und

Aderhautentzündung beiderseits mit Sehschärfenminderung und Gesichtsfeldausfällen rechts und links. Der Wirbelsäulenschaden, weswegen ich drei Jahre im Gipsbett lag, wurde mir erst nach einem Einspruch anerkannt, aber die Prozentzahl änderte sich trotzdem nicht. So habe ich auf dem Schwerbeschädigtenausweis 70 Prozent und beim Versorgungsamt 60 Prozent. Diese Jahre waren eine harte Zeit, man ist durch eine harte Schule gegangen. Ich bin bis heute noch nicht darüber hinweg. Man hat aber auch Freunde kennengelernt, wie man sie vielleicht im heutigen Leben gar nicht mehr findet.



Nach der Befreiung von Nazi-Terror gingen die Schrecken weiter: Zwischen 1945 und 1950 starben allein im ehemaligen KZ Buchenwald bei Weimar über 7100 Menschen, die hier oft völlig unschuldig von den Sowjets «interniert» worden waren. Unser Foto zeigt das Krematorium, in dem ihre Leichen beseitigt wurden.

Straftat:	Verstellendes Gericht: <i>S.M.T. H.Rue.</i>	Strafdauer lt. Urteil:
<i>Spiessage.</i>	Verurteilt am: <i>16.7.48</i>	<i>25. Jhr. Rzt. -Lg.</i>
Beginn der Straftat:	Aktezeichen: <i>64-168</i>	Erlassung
<i>16.7.48</i>	Beendigung der Straft: <i>15.8.48</i>	am ..... 195... Uhr
Datum der Eintragung	Grundsätzliche Bemerkungen für die Bestellung der Gefangenen z. B. Flucht und -versuch, Ausbruch und -versuch, Unvollständigkeit, aber auch außergewöhnliche Leistungen	Verlegungen in andere Anstalten Anzahl/Name nach Einträgen in der neuen Anstalt
<i>20.11.52</i>	entlassen am <i>18. Jan. 1954</i> nach <i>Krankenhaus Schweikeruhain (Heimatanschr.</i>	Von <i>Baileu</i> Nach <i>Waldhölzer</i>
	<i>entl. nach Krankenhaus Schweikeruhain</i>	<i>Hannover / Kiefeld, Kirch-</i>
	<i>Heimatanschrift: Hannover-Kiefeld</i>	<i>röderstr. 43)</i>
	<i>Kirchröderstr. 43</i>	

Name (Geburts- und (Übername): <i>PICKEL</i>		Ort der Festnahme: <i>Heimerhagen / Noll.</i>		4089			
Vorname: <i>Kurt</i>		Letzte Wohnung: <i>Hannover-Niefeld</i>		Tag der Festnahme: <i>1.7.48</i>			
Geburts- und -ort: <i>24.3.31. Hamburg</i>		Heutige Anschrift der Familienangehörigen: <i>Kirchröderstr. No. 43-45</i>		Woh: <i>Bautzen</i>			
Beruf (früher): <i>Landw. Beamter</i>		Größe: <i>188 cm</i>		Kortelkarte ausgestellt am: <i>13.5.50</i>			
Zuletzt beschäftigt am:		Gesicht: <i>schwarz</i>		Woh: <i>Bautzen</i>			
Familienstand: <i>led.</i>		Gehört: <i>sozial</i>		Fliegerabdruck genommen am:			
Kinder: <i>Keine</i>		Bart: <i>keine</i>		Woh: <i>Bautzen</i>			
Staatsangehörigkeit: <i>Deusch.</i>		Augenfarbe: <i>blau</i>		Übernahme durch die Dsch. V.-Pol am: <i>16.2.50</i>			
Deck-Adress:		Haarfarbe: <i>blond</i>		VPM:			
		Sonstige Eigenschaften: <i>Heim</i>		Parteizugehörigkeit n. d. D.S.G.			
				am:			
NSDAP	SS	SA	SD	Ordnung	NSKK NSFK	SP	SDM
<i>nein</i>	<i>nein</i>	<i>nein</i>	<i>nein</i>	<i>nein</i>	<i>nein</i>	<i>nein</i>	<i>nein</i>
Besondere Organisationen u. Verbände:		Verträge:		Gewaltige Ämter:		MDK, Verbände u. Auskündigung:	
<i>Keine</i>		<i>Keine</i>		<i>Keine</i>		<i>Keine</i>	
Inanspruchnahme Funktionen in B. Kreistellen, SA-Stützpunkten usw.:							
<i>Keine</i>							
VI.							
D 99 105 1 1.00 30,0 Nachdruck und Aneinanderreihung nur gemäß DA 121/16 der DMVP.							

Abb. 1: Gefangenenkarteikarte der Deutschen Volkspolizei für Kurt Pickel (Fotokopie).

Harald Möller

## «Wir durften nicht sitzen und nicht liegen, mussten den ganzen Tag nur immer laufen.»

*Harald Möller wurde am 5. Juli 1928 in Untermassfeld geboren. Noch vor Abschluss des Abiturs zog man ihn zunächst zum Arbeitsdienst und später zur Wehrmacht ein. Im Bayrischen Wald geriet er 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Entlassung nahm er im August 1945 seine Schulausbildung in Vacha wieder auf. Nach einer abgebrochenen Ausbildung zum Finanzanwärter begann er im August 1947 an der Pädagogischen Fachschule in Eisenach ein Studium für Russischlehrer. Am 22. April 1948 wurde er verhaftet und unter dem Vorwurf der «antisowjetischen Propaganda und Spionage» vom sowjetischen Militärtribunal Weimar zu zweimal 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. Nach acht Jahren Haft in Bautzen wurde er am 21. April 1956 entlassen. Nach dem Aufenthalt in mehreren Flüchtlingslagern in der Bundesrepublik absolvierte er in Düsseldorf eine private Handelsschule und begann 1958 seine Beamtenlaufbahn als Anwärter beim Regierungspräsidium in Düsseldorf. Nach dem Aufstieg in den höheren Dienst wurde er beim Rechnungshof Oberregierungsrat. Seit 1990 ist H. Möller im Ruhestand und lebt mit seiner Frau, mit der er seit 1960 verheiratet ist, in Ostheim/Rhön. Familie Möller hat zwei inzwischen erwachsene Kinder.*

### Das Kriegsende

Meine Eltern wohnten zur damaligen Zeit in Vacha an der hessisch-thüringischen Grenze. Mein Vater war als Justizinspektor am Amtsgericht in Vacha tätig. Ich wuchs in aller Bescheidenheit und Vertrautheit auf, kam mit sechs Jahren in die Volksschule, wechselte dann mit dem zehnten Lebensjahr in das städtische Realgymnasium in Vacha und verblieb dort bis zum Jahre 1944. Dann kamen die Noteinsätze, unter anderem am Westwall und in Kahla/Thüringen, wo die ME 262, das erste Düsenflugzeug der Welt, entwickelt wurde. Wir haben auch die Bestände der preussischen Staatsbibliothek in die Kalischächte in Merkers eingelagert. Anschliessend wurden wir zum Arbeitsdienst nach Weimar eingezogen und kamen gar nicht erst wieder nach Hause. In Weimar wurden wir gleich in einen Wehrmachtverband überführt und praktisch als Panzergrenadiere von der 11. Panzerdivision übernommen. Wir zogen uns zurück bis in die Nähe von Pilsen. Dort erkrankte ich an Gelbsucht und wurde einem bespannten Verband übergeben, weil die Lazarette alle überfüllt waren und der Rückzug eigentlich schon begonnen hatte. So kam ich mit einem Pferdegespann in Kötzting im Bayrischen Wald in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Diese

Gefangenschaft war sehr locker, weil wir keinerlei Stacheldraht gesehen haben. Es war doch recht ungewöhnlich für uns: wir durften uns selbst bewachen und verpflegen. Die ganze Zeit über waren wir immer vier Klassenkameraden vom Gymnasium Vacha, die auch gemeinsam entlassen wurden. Wir sind dann zu Fuss bis Vacha nach Hause getrippelt.

Ende August 1945, als die Schule begann, sind wir wieder ins normale schulische Leben eingetreten. Mein Vater wurde 1945 aus dem Justizdienst entlassen. Er war zum damaligen Zeitpunkt sehr schwer krank. Seine offene Lungentbc war nicht mehr behandelungsfähig, so dass er im Juli 1946 verstarb. Zu diesem Zeitpunkt musste ich dann die Schule verlassen, weil wir seit '45 keinerlei Geldmittel mehr hatten, denn es wurden ja weder Gehälter gezahlt noch sonst irgendwelche Unterstützungen. Meine Mutter versuchte, uns am Leben zu erhalten. Damals musste noch Schulgeld gezahlt werden, das konnte jedoch meine Mutter nicht mehr, so dass ich die Schule verliess und eine Beamtenlaufbahn beim Finanzamt in Meiningen als Finanzanwärter begann. Diese Ausbildung hat mir aber weniger Spass gemacht. Das war nicht meine Materie und zum anderen hatte ich mir auch etwas anderes darunter vorgestellt. So wechselte ich am 1. August 1947 zur Pädagogischen Fachschule für Russischlehrer nach Eisenach.

Vacha, mein Heimatort, war seit Kriegsende geteilt. Direkt hinter der Werra-Brücke begann die Grenze nach Westen. Alle meine Freundinnen und Freunde wohnten in Philippsthal, also im hessischen Bereich. Wir sind deshalb sehr oft über die Grenze zum Tanzen gegangen und haben Briefe und Zeitungen für Nachbarn mitgenommen. Am Anfang waren die Grenzen von russischen Soldaten besetzt. Da wir die Schleichwege kannten und die Russen nicht ständig präsent waren, war das für uns überhaupt kein Problem. Als eines Tages dann deutsche Volkspolizei kam und die Grenzaufgaben übernahm, wurde es etwas schwieriger, denn die Deutschen waren gründlicher. Ausserdem waren auch Grenzer dabei, die die Grenze etwas besser kannten. Aber wir sind trotzdem immer wieder nach drüben gegangen und es entwickelte sich mehr und mehr zu einem Sport. Die Grenzer hatten uns wohl auch schon auf ihrer Liste, schliesslich hielten wir sie ganz schön zum Narren. Wir sind zwei- oder dreimal geschnappt worden, auch von Russen. Man hat uns in den Keller gesperrt – wir sind auch verhört worden – aber wir haben uns immer wieder so rausgedreht, weil wir als Schüler bekannt waren und die Bürgermeister jeden Einzelnen von uns persönlich kannten. Die haben dann gesagt: «Na mein Gott, nun macht doch kein Theater, lasst die doch wieder raus.» So waren das immer nur Stunden in der Haft. Bei den Deutschen ist es ähnlich gewesen. Sie haben uns öfters mal eingesperrt, aber weniger verhört. Sie wollten uns wohl auch zeigen, dass es so ganz einfach, wie wir uns das dachten, nun auch nicht geht.

Eines Tages kam es zu einem grösseren Zwischenfall, als unsere Freunde und Freundinnen von Philippsthal nach Vacha zum Tanz kamen. Nach ein oder zwei Stunden stürmten plötzlich Volkspolizisten in den Saal, sperrten alles ab und unsere Freunde von Philippsthal wurden in Gewahrsam genommen und weggebracht. Das haben wir uns nicht gefallen lassen. Es gab dann eine Schlägerei mit der Polizei und ich entsinne mich noch, dass einer unserer grössten Schüler einen Polizisten nahm und ihn in den Marktbrunnen warf. Es dauerte auch nicht lange, bis dann die Russen kamen und uns auch einsperrten und vernahmen. Unser damaliger Bürgermeister hat uns wieder rausgeboxt.

Wir jungen Leute waren von der Nazizeit geprägt und, ich sage es ehrlich, glühende Hitlerjungen gewesen. Nach dem Krieg fiel die Ideologie praktisch wie ein Kartenhaus zusammen. Wir waren nun Suchende und auch der Meinung, dass wir uns irgendwo betätigen müssten. Das haben wir getan, indem wir in einer Jugendgruppe waren – damals hiess es noch nicht FDJ – und ich bin dann später auch in den FDGB eingetreten und auf der pädagogischen Fachschule sogar Mitglied der SED geworden. Ich habe das gemacht, weil ich damals der Meinung war, dass es eine gute Sache sei, etwas Soziales mit einer Demokratie auf die Beine zu stellen. Das war uns damals schon etwas geläufig, zumal wir auch immer Westzeitungen lasen und dort ähnliche Strömungen vorhanden waren. Wir haben damals gesehen, dass dieses Zwangssystem, so wie wir es im Dritten Reich hatten, für uns kein Thema mehr war, mit Führerprinzip und Zentralismus usw. Wir empfanden jetzt wirklich die neuen Gedankengänge, die mehr oder weniger allerdings von den Westalliierten kamen. Deren Demokratie fanden wir schon recht vernünftig und haben uns damit auch regelrecht auseinandergesetzt. Es war teilweise aber ein Fehler, dass man zu offen war und sich mit diesen Problemen intensiv beschäftigt hat, speziell in der Fachschule als SED-Mitglied. Wenn wir am Wochenende im Westen waren, brachten wir uns immer die dort gedruckten deutschsprachigen Zeitungen unter amerikanischer Regie mit. Da bekam man nach und nach ein anderes Weltbild als das, was uns von der SED vermittelt wurde. Darüber wurde offen gesprochen, und ich muss ganz ehrlich sagen, ich hab mir damals auch wenig Gedanken über Konspiration gemacht und habe mich in aller Offenheit damit auseinandergesetzt. Ich vermute, dass unter den Lehrkräften an der Fachschule sicherlich der eine oder der andere war, der meine Ansichten mitbekommen hatte. Dadurch geriet ich ins Fadenkreuz.

## Die Verhaftung

Der eigentliche Auslöser der späteren Verhaftung war vermutlich die Tatsache, dass einer meiner früheren Mitschüler vom Gymnasium sein Studium der evangelischen Theologie in Jena begann und mich zum Dies academicus\* nach

Jena einlud. Dort in Jena lernte ich ein junges Mädchen kennen, das aus Langenberg bei Gera stammte. Sie hatte ihre Freundin dabei, und wir haben am Abend zu viert ganz gemütlich in einem Lokal am Tisch gesessen. Die Gespräche kamen immer wieder auf das Thema West-Ost. In meiner Naivität habe ich ganz offen darüber gesprochen, habe unter anderem gesagt: «Na mein Gott, also wenn ich sehe, wie es da vorangeht und wie hier alles stehenbleibt, und es läuft nix.» Ich erzählte dann auch, dass ich bei einem Grenzübertritt nach Westen auch einmal von den Amerikanern festgenommen worden war und in Bad Hersfeld in einer Gefängniszelle eine Nacht gesessen hatte, wo ich dann auch verhört worden bin. Das habe ich damals ganz freimütig erzählt.

Zwei oder drei Wochen nach diesem Abend bat mich meine Mutter, die zu dieser Zeit bei einem Onkel in Greiz in Thüringen lebte, aus unserer Wohnung in Vacha Koffer mit ihrer Sommergarderobe zu holen. Das war nach meiner Erinnerung am 20. April 1948. Ich habe in unserer Wohnung zwei Koffer mit Sommergarderobe abgeholt. Später habe ich dann gehört, dass zu dem Zeitpunkt schon deutsche Polizei bei unserem Wohnungsnachbarn war, der mir aber nicht gesagt hat, dass jemand da gewesen war und nach mir gesucht hatte. Dann hätte ich noch über die Grenze flüchten können. Also ich habe mich auf die Bahn gesetzt, bin abends in Greiz am Bahnhof angekommen, stieg aus dem Zug und ging durch die Sperre. Da traten zwei Männer mittleren Alters auf mich zu und sagten: «Ach, sind Sie Herr Möller?» Ich bejahte. «Sehen Sie, Ihre Mutter hat eine gute Personenbeschreibung abgegeben. Wir waren bei Ihrem Onkel.» Ich muss dazu sagen, dass mein Onkel beim Zoll in Greiz war. Es war also nicht ungewöhnlich für mich. «Wir waren bei Ihrem Onkel. Wir spielen immer mit ihm zusammen Karten. Wir haben zufällig ein Auto, und da hat Ihre Mutter uns gebeten, Sie hier abzuholen.» Arglos sagte ich: «Das finde ich wunderbar, aber ich muss noch die zwei Koffer holen, die aufgegeben worden sind.» Jedenfalls trug der eine mir sogar noch die Koffer zum Auto, und dann sind wir gefahren. Während der Fahrt fragte mich der eine von diesen Herren: «Sagen Sie mal, Sie wohnen doch ziemlich nahe an der Grenze? Waren Sie denn auch schon mal drüben?» Ich bejahte. «Ja, wie hat es Ihnen da denn gefallen?» Da habe ich gesagt: «Die sind schon wesentlich weiter als wir» und: «Ja, haben Sie denn auch schon mal Zeitungen da gelesen?», und ich sage: «Oft mitgebracht», und so. «Haben Sie denn vielleicht eine bei?» – «Nee», habe ich gesagt, «bei habe ich keine.» Und so ging dieses Gespräch weiter. Auf einmal blieben sie vor einem grossen Gebäude stehen und der eine sagte: «Sie haben doch sicherlich Verständnis dafür, bleiben Sie bitte hier sitzen, wir haben nur noch etwas zu erledigen, wir kommen gleich wieder.» Ich bin sitzengeblieben, die

\* Vorlesungsfreier Tag an der Universität, an dem aus besonderem Anlass eine Feier oder Vorträge angesetzt sind.

zwei sind in das Haus reingegangen. Ich habe mich ein bisschen umgeguckt und habe dann auch ein Schild gesehen: «Deutsche Volkspolizei», aber ich habe mir keinerlei Gedanken gemacht. Es dauerte nicht lange, da kam der eine zurück, riss den Wagenschlag auf und sagte: «Kommen Sie raus, Sie sind verhaftet.» Erst habe ich das für einen Witz gehalten und sagte: «Nun machen Sie doch nicht solche Sprüche, was soll das denn?» Er bedeutete mir dann ganz ernstlich, dass ich mitmüsste. Ich bin also mit rein in das Gebäude, sie nahmen auch die Koffer gleich mit.

Ich wurde in einer Stube abgesetzt, in der eine Polizistin an der Schreibmaschine sass und schrieb. Der Mann rief ihr zu: «Das ist Möller. Verdunkelungsgefahr!» Das Wort «Verdunkelungsgefahr» hatte ich in meinem Leben noch nie gehört. Natürlich, während des Krieges, als «verdunkelt» wurde, aber was hatte das jetzt mit mir zu tun? Ich habe die Polizistin gefragt, als die anderen wieder weggingen: «Sagen Sie mal, was soll dieses Ganze hier?» Da drehte sie sich nur um und sagte: «Halt's Maul!» und das war alles. Mehr kriegte ich von der Frau nicht zu hören. Auf einmal kamen zwei russische Offiziere mit diesen beiden Männern ins Zimmer und unterhielten sich. Ich kriegte nur mit, dass es sich mehr oder weniger um eine Übergabe handelte, soviel Russisch konnte ich damals gerade schon. Wir gingen durch einen langen Gang, und ich kam in ein anderes Haus. Hier waren nur Russen, das konnte nur die Kommandantur sein. Mir wurde gesagt, ich wäre amerikanischer Spion, ich solle meine Waffen preisgeben. «Waffen – also ich habe keine Waffen!» Es kamen ein paar einfache Soldaten an, die leerten sämtliche Koffer. Ausserdem musste ich mich ausziehen. Sie haben sogar die Jacken- und Hosentaschen durchsucht und das Futter aufgerissen. Sie haben natürlich nichts gefunden. Ich hatte ja nichts.

Dann wurde alles wieder in den Koffer reingeschmissen und ich musste mit raus auf den Hof und wurde dort in eine Limousine gesetzt. Vorn sassen der Fahrer und ein Offizier, ich sass in der Mitte hinten, links und rechts noch mal ein Offizier. An den Scheiben wurden die Vorhänge vorgezogen und dann ging es in die Nacht hinaus. Ich konnte zumeist nur vorn mal was vorbeihuschen sehen, aber ich wusste weder, wo es hinging, wo wir waren noch sonst noch irgendetwas. Man machte mir immer wieder klar, ich sei ein amerikanischer Spion und ich solle sagen, was ich für Aufträge erhalten hätte. Ich sagte: «Ich kann Ihnen dazu nichts sagen, ich weiss da nichts.» Dann sagten sie, ich sollte ja nicht versuchen zu fliehen, sie würden sofort von der Schusswaffe Gebrauch machen und haben gleich durchgeladen. Ich wusste also, es hat gar keinen Sinn, irgendetwas zu unternehmen. Ich hatte auch viel zu viel Angst.

Unterwegs sind wir plötzlich in ein Waldstück reingefahren. Es wurde angehalten, und ich musste in den Wald reinlaufen. Sie liefen hinter mir her. Ich weiss nicht, was damals in mir eigentlich vorgegangen ist. Ich weiss nur, dass ich wahnsinnige Angst gehabt habe. Ich dachte, jetzt geht es zu Ende. Man hatte

ja auch früher bereits gelesen, dass es hiess, also nun lauf mal ein Stück, und dann: «Auf der Flucht erschossen». Ich habe wahnsinnige Angst gehabt. Dann musste ich stehenbleiben, durfte mich aber nicht umdrehen. Ich merkte, dass die praktisch nur ihr Wasser abgeschlagen haben! Die sind auf Toilette gegangen! Danach durfte ich mich wieder umdrehen, ich wurde wieder ins Auto rein gesetzt, und die Fahrt ging wieder weiter. Aber ich wusste noch immer nicht, wohin. Plötzlich sah man einen Lichtschein, aber ich konnte kein Ortsschild erkennen, doch hatte ich das Gefühl, wir führen in eine Stadt hinein. Der Wagen hielt vor einem grossen hellerleuchteten Gebäude. Es wurde ein Riesentor aufgemacht und die Limousine fuhr hinein. Nachdem ein zweites Tor aufgemacht worden war, fuhren wir in einen Hof und standen vor einem grossen Gebäude. Das sollte sich nachher als das Landgerichtsgefängnis in Weimar entpuppen. Es war das zweite Mal Weimar für mich – einmal Arbeitsdienst mit schlechten Erlebnissen, das zweite Mal Weimar mit den Russen.

Ich wurde über Korridore und Flure geführt und kam ins Gefängnis. Bei der Einlieferung musste ich mich wieder ausziehen, ich bekam alles «Beiwerk» abgenommen, darunter auch meinen Gürtel. Die Stiefel, die ich damals noch hatte, durfte ich behalten, es blieben Hose, Jacke, Hemd und Unterhemd. Dann wurde ich wieder über Flure und Gänge geführt. Es ging nach unten in den Keller. Dort wurde eine Zelle aufgeschlossen, in die wurde ich reingestossen. In der Zelle lag ein Mann, der einen Kopfverband hatte – wenigstens hielt ich es in dieser halbdüsteren Zelle für einen Kopfverband. Es brannte ja nur eine armselige Funzel. Der Mann lag da und hatte das Gesicht mit einem weissen Tuch bedeckt. Ich wusste gar nicht, was ich zuerst sagen sollte. So habe ich nur «Guten Abend» gesagt, wie man das so kennt. Die Antwort war ein undeutliches Grunzen: «Halt's Maul, leg dich hin», oder so ähnlich. Er nörgelte mich an: «Leg dich hin, kriegst alles noch früh genug mit.» Ich fragte ihn, wo ich mich denn hinlegen sollte, worauf er erwiderte: «Da wo ich auch liege, auf den Fussboden». So habe ich es auch versucht. Ich wagte mich noch einmal ganz zaghaft zu fragen: «Was haben Sie denn, sind Sie verletzt?» Da schrie er mich wieder an: «Leg dich hin, kriegste noch früh genug mit». In dieser Nacht habe ich mit Sicherheit kein Auge zugetan. Ich war es ja auch gar nicht gewohnt, auf dem Steinfussboden zu liegen. Zum anderen konnte ich gar nicht verarbeiten, was in relativ kurzer Zeit mit mir geschehen war. Ich habe das einfach nicht begriffen. Mein Zellennachbar war nicht auskunftsfreudig, ich wusste überhaupt nicht, wie mir geschah.

Frühmorgens ging plötzlich ein riesengrosses Geschrei und ein Schlüssel schlagen und Zellenaufsperrn los, Schritte hin und her. Da stand der andere auf, nahm seinen «Verband» weg, und da war nichts! Er hat mir nur erklärt, das hätte er gemacht wegen der Funzel, er könne sonst nicht schlafen. Er hat sich kurz vorgestellt: «Name Mittelstrass». Er war Oberstfeldmeister in Kirchhasel in Thüringen und Arbeitsdienstführer von einem Arbeitslager gewesen. Ihm

hatten sie auch Spionage vorgeworfen. Nun hab ich mich vorgestellt, und da hat er gefragt: «Warum bist du denn hier?» Ich versuchte zu erklären, dass sie mich für einen amerikanischen Spion hielten. Da hat er gesagt: «Kannst ruhig ,Du' zu mir sagen, wenn ich auch früher Arbeitsdienstführer war. Jetzt sind wir in einer Situation, da kommt man sowieso nicht wieder raus. Komm, stell dich nicht so an und nimm hier das Gefäss, da musst du Frischwasser holen, das muss alles schnell gehen.» Ich nahm den Kübel in meiner Not, und dann ging das ruck zuck – raus aus der Zelle und wieder rein. Es war schrecklich. Im Nu waren wir wieder in der Zelle, ich hatte sogar noch Wasser verschwappt. Dafür schrie er mich dann an, warum ich nicht aufgepasst hätte, das Wasser wäre wertvoll für uns. Dann sind wir erstmals ins Erzählen gekommen, doch es dauerte nicht lange, da wurde die Tür aufgerissen und ein Blechnapf in die Zelle geschoben. Darin war ein ungeniessbares Zeug und ein Stückchen Brot. Mittelstrass hat gegessen wie ein Tier! Ich konnte nicht so richtig, doch er sagte: «Komm, iss, sonst wirst du hier nichts.» Ich bekam jedoch keinen Bissen herunter und meine Portion durfte er haben. «Das hältst du nicht lange durch, das musst du machen, du kommst hier nicht wieder raus!» Ich war noch immer fassungslos: Das konnte doch nicht wahr sein, ich hatte doch nichts getan! Was wollen die überhaupt von mir? «Das wirst du noch schnell genug mitkriegen.»

Am Tag hat man uns in Ruhe gelassen, nur der Posten guckte immer durch den Türspion. Wir mussten immer laufen, durften nie liegen, nicht sitzen, gar nichts tun, immer nur hin- und herlaufen. Ich konnte mich mit der Situation überhaupt nicht befassen, weil ich immer gedacht habe, mein Gott, was soll das alles, die müssen dich doch wieder rauslassen, es geht doch gar nicht anders. Ich hatte vom Vater her ein ganz anderes Verständnis von Justiz. Ich wusste, wie diese Dinge normalerweise abliefen. Es wurde Abend. Dann ging die Glocke und es hiess sich hinlegen. Mittelstrass zog wieder sein Tuch über den Kopf und ich versuchte zu schlafen.

## Die Verhöre

Kaum dass ich mich hingelegt hatte, ging der Schlüssel. Es war immer entsetzlich, wenn der Schlüssel ging. Der Posten kam und fragte: «Kak familija, kak familija?»\* Ich sage: «Möller», der andere sagt: «Mittelstrass». «Njet!» Bam. Tür wieder zu. Heute nicht, heute ist er weitergegangen. Da sagte der Mittelstrass zu mir: «Glück gehabt, Mann. Da können wir heute Nacht ruhig schlafen, wenn der nichts von uns will.» Aber es dauerte nicht lange, rumbum, ging die Tür wieder: «Kak familija?» – «Möller» – «Dawai!» Ich musste raus. Er jagte mich über die Flure und wenn er irgendwo sah, dass woanders ein Posten mit jemandem lief, bekam ich einen Tritt in den Hintern und mir wurde klargemacht,

\* Familija: Russisches Wort für Familienname.

dass ich mit dem Gesicht an die Wand und nirgendwo anders hinzugucken hätte. Man sollte praktisch den anderen, der einem entgegenkam, nie sehen. Ich kam in das Dienstzimmer eines Hauptmanns. Dort war noch eine Dolmetscherin, eine sehr hübsche Frau. Ich sollte mich setzen, sagten sie sehr freundlich. Dann ging es los: Ich wäre doch der Möller und ich hätte für die Amerikaner spioniert. Ich solle ihnen doch jetzt in aller Offenheit sagen, was ich wüsste und was ich ausspionieren sollte und wie dieser Offizier hiess, der mich da anleiten sollte. Sie wollten Dinge von mir wissen, von denen ich wirklich keine Ahnung hatte. Ich habe nur immer gesagt: «Nein, tut mir leid, ich kann Ihnen nichts erzählen, ich weiss nichts.» Der Ton wurde nachher immer rauher, bis der Hauptmann sagte: «Na ja, gut, also wenn Sie meinen, wir haben viel Zeit. Dann bleiben Sie hier sitzen. Versuchen Sie hier nicht einzuschlafen». Er hat mich die ganze Nacht mehr oder weniger sitzenlassen und wenn ich ins Nicken kam, bekam ich wieder einen Knuff von ihm oder er schmiss irgendeinen Gegenstand nach mir. Da zuckte ich wieder hoch. Ich solle nicht schlafen, ich solle lieber sagen, was ich gemacht hätte und machen sollte. Die ganze Nacht lasen der Hauptmann und die Dolmetscherin Zeitung, telefonierten, rauchten, turtelten und liessen sich einmal Essen kommen, um ganz fürstlich zu tafeln. Irgendwann rief der Hauptmann den Posten, der mich wieder runterbringen musste. Kaum habe ich mich unten auf den Boden gelegt in der Hoffnung, jetzt wenigstens ein Auge zutun zu können, da ging die Glocke und es ging dasselbe morgendliche Spielchen wieder los: Wasser holen, Kübel wegtragen und so weiter.

So spielte sich das mehr oder weniger fast sechs Wochen lang ab. Jede Nacht. Ich war nachher fix und fertig. Ich wusste überhaupt nichts mehr. Irgendwann legte man mir einen anderen rein, Mittelstrass kam woanders hin. Der Neue war ein SPD-Mann aus Leipzig, der für das Ostbüro\* tätig gewesen war.

Die Verhöre wurden immer härter. Das zeichnete sich schon nach vierzehn Tagen ab, als plötzlich mal eine Schlägertruppe kam, die mir dann Gewalt angedroht hat: «Also wenn du jetzt nicht die Wahrheit sagst und erklärst, dass du das und das gemacht hast, dann zeigen die dir erst mal, wo es hier langgeht.» Ich habe mich immer noch erfolgreich gewehrt, bis der Hauptmann eines Tages kam und sagte, es hätte doch gar keinen Zweck mehr, jetzt eigentlich zu leugnen. Sie hätten meine Freundin verhaftet und deren Freundin. Da habe ich nur gelächelt und gesagt, dass ich mir sowas gar nicht vorstellen könne. «Na gut. Wir beweisen Ihnen das», hielt er entgegen. Er gab mir folgende Verhal-

\* Das Ostbüro der SPD wurde im Juni 1946 in Hannover als «Kampforgan des Parteivorstandes für die unterdrückte Sozialdemokratie» in der SBZ gegründet. Bereits 1947 wurde beim Vorstand der SED ein «Abwehrreferat» gebildet, dessen erklärter Hauptgegner das Ostbüro war.

tensmassregeln: ich hätte nur zur Tür zu gucken, kein Wort zu sagen, nur zu schauen. Er stellte sich hinter mich und machte die Tür auf. Da haben sie tatsächlich dieses Mädchen, welches ich auf dem Dies academicus kennengelernt hatte, und deren Freundin, draussen vorbeigeführt. Sie haben auch nur geradeaus geguckt, sahen mich also nicht. Jetzt brach bei mir wirklich alles zusammen: «Das konnte doch alles nicht wahr sein. Was sollen die denn erzählen, wir haben doch wirklich überhaupt über kein Thema dieser Art gesprochen», rurmorte es in mir. Der Hauptmann sagte, dass Leugnen ja nun zwecklos sei und ich erzählen solle. Das habe ich wieder nicht getan. Da holte er wirklich ein Schlägerkommando und ich habe Schläge bekommen noch und noch. Ich konnte bestimmt vierzehn Tage nicht auf dem Rücken liegen, nur auf dem Bauch, es ging einfach nicht anders. Ich wurde dann für vierzehn Tage tatsächlich in Ruhe gelassen. Als ich das nächste Mal zum Hauptmann kam, fragte er mich, ob es sich ausgezahlt hätte. Sie könnten das noch öfters machen. Ich sollte doch nun wirklich mal sagen, was eigentlich los wäre. An dem Abend war mir jetzt schon fast alles egal.

Als ich wieder in die Zelle kam, war überraschenderweise Mittelstrass wieder da. Der redete mir zu: «Du bist ja ein Idiot. Warum tust du das, du kommst sowieso nicht mehr raus. Sag doch irgendetwas. Dann lassen die dich in Ruhe. Siehst du, ich hab das gemacht, ich hab schon lange Ruhe jetzt. Ich habe denen was erzählt, und dieser Major hat mir ein Offiziersehrenwort gegeben. Ich war ja auch Offizier in der Nazizeit. Als Oberstfeldmeister, nicht? So hat er mir ein Offiziersehrenwort gegeben, wenn ich ihm die Wahrheit sage, dann wäre ich nach kurzer Umerziehungszeit, nach sechs bis acht Wochen, wieder zu Hause. Bist doch blöd, lässt dich hier kaputtschlagen. Für was denn, erzähl doch etwas.» Damals war ich wirklich noch so naiv und dachte: «Mein Gott noch mal, das war damals so ein grosser Mann als Oberstfeldmeister, wenn der ein Offiziersehrenwort bekommt, kannst du kleiner Popel ja wirklich Vertrauen zu dem Mann haben.» Bei der nächsten Vernehmung habe ich angefangen zu stottern: «Ich möchte mich heute offenbaren.» Der Kapitän sagte: «Ach, das ist ja wunderbar, also, nun erzählen Sie mal!» Ich überlegte krampfhaft, was ich eigentlich erzählen sollte, es wollte mir einfach nichts einfallen. Ich sagte, ich hätte es mir doch anders überlegt, ich könnte ihm ja gar nichts erzählen, weil ich nichts weiss. Der Kapitän drohte, wenn jetzt nicht die Wahrheit auf den Tisch komme, käme das Schlägerkommando wieder, ich wüsste ja, was das bedeutet. Da fragte ich nur noch entnervt, was er denn wissen wollte. Er fing an, mir meine Geschichte zu erzählen: Ich wäre vom amerikanischen Hauptquartier für Spionagezwecke nach Thüringen geschickt worden, sollte als Agent Brücken sprengen und Agitator auf den Marktplätzen sein, die westliche Lebensweise preisen und alles so ein Zeug. Ich sagte nur noch: «Schreiben Sie, was Sie wollen!» Das hat er dann auch gemacht, ununterbrochen in kyrillischer Schrift geschrieben. Zwischendurch fragte er mich, ob ich denn Hunger hätte

hätte und es wurde ein Läufer geschickt, der einen grossen Teller Essen brachte. Sogar eine Papirossa\* bot er mir an und war der Überzeugung, dass doch alles wunderbar lief, ich hätte es doch gleich so haben können. Ich fragte ganz zaghaft nach meinem Zellengenossen Mittelstrass: «Ach, Mittelstrass liegt bei Ihnen! Ja, sehen Sie, das ist ein vernünftiger Mann.» – «Dem haben Sie ja ein Offiziersehrenwort gegeben, dass er dann umgeschult wird. Wird das denn bei mir dann auch so?» – «Aber selbstverständlich, Sie werden umgeschult, und es dauert gar nicht lange, dann sind Sie wieder zu Hause.» So war für mich alles erledigt und er sagte zum Schluss: «Ich möchte, dass du unterschreiben.» Ich wollte mich widersetzen: «Ich kann doch nicht etwas unterschreiben, was ich gar nicht lesen kann. Das ist in kyrillischer Schrift. Ich bin zwar auf einer Fachschule gewesen für Russischlehrer, aber so viel kann ich nicht, ich kann das nicht lesen. Und da kann ich doch nicht irgendetwas unterschreiben.» Daraufhin hat er mir nur ganz bitterböse über die Dolmetscherin erklären lassen, ich könne einem sowjetischen Offizier schon trauen, Misstrauen ihm gegenüber wäre total unangebracht. Er täte schon das Beste für mich. Ich wurde entlassen und ich kam wieder in die Zelle, wo Mittelstrass mich gleich fragte, wie es denn gelaufen wäre. Das hatte mich alles gar nicht stutzig gemacht. Ich habe ihm alles erzählt, «Na ja, siehste», sagt er, «jetzt haste Ruhe.» Und das war tatsächlich auch so. Ich wurde nie mehr geholt zu einer Vernehmung, es lief alles normal. Eines Tages war Mittelstrass wieder weg und ein anderer Gefangener kam in meine Zelle.

## Die Verurteilung

Eines Tages wurden mir die Haare geschnitten. Ich bekam eine kahle «Bombe». Wenn man geschoren wurde, hiess das mit anderen Worten, man war erledigt. Dann lief nichts mehr, dann wusste man, dass man bleiben musste. So sprach sich das jedenfalls durch Klopfzeichen herum. Ich hatte damals eine wunderschöne Haarpracht und habe geheult, als die Haare runterkamen. Es waren verurteilte Russen, die das machten, bei denen war es zwecklos, sich zu wehren.

Dann, vielleicht Ende Juli, ging die Tür auf und ein reichdekorierter Offizier kam in die Zelle herein. Ich wusste nicht, was oder wer er war. Er trug jede Menge Sterne und es glitzerte an seiner Brust vor lauter Orden. Er hatte noch einen Mann und einen Dolmetscher dabei. Es wurde mir verkündet, dies sei der Militärstaatsanwalt und mir würde jetzt meine Anklageschrift verlesen. Danach kam dieser Staatsanwalt, der nun alles noch einmal aufzählte: Spionage, Agententätigkeit und Antisowjethetze.

\* Russische Zigarette.

Es vergingen wieder ungefähr vierzehn Tage. Es war der 2. August 1948, als ich von einem kleinen Mongolen aus meiner Zelle rausgeholt wurde. Er beschimpfte mich unablässig mit «Amerikanski schpion, Faschist» und allem Möglichen. Laufend trat er mir in den Hintern und trieb mich die Treppengänge hoch. Wir hielten vor einem Saal, vor dem links und rechts zwei Posten mit Kalaschnikow standen. Oben über der Tür stand «Schwurgerichtssaal». Dort hinein wurde ich geführt. Es war ein relativ grosser Saal. Rechts sassen die beiden Mädchen, die Rosemarie und die Inge, und ich musste mich links hinsetzen. Uns wurde erklärt, dass wir uns nicht angucken und nicht miteinander sprechen durften. Vorn auf der Bühne war ein riesengrosser Tisch, der mit einem Fahmentuch rot abgedeckt war. Dort sassen der Gerichtsvorsitzende, der Staatsanwalt, zwei einfache Dienstgrade und ein Sergeant. Wir mussten aufstehen. Uns wurde erklärt, dass wir vor einem sowjetischen Militärtribunal stünden. Wie ich die Anklageschrift gehört habe, dachte ich bei mir: Da war der Goebbels eine Null gegen mich! Was ich alles gemacht haben sollte oder tun wollte! Nach kürzester Zeit zog sich das Gericht zur Beratung zurück. Als sie wiederkamen, mussten wir aufstehen, und dann wurde das Urteil verhängt: «Unter Abschaffung der Todesstrafe wegen Spionage § 58-6 und 58-10, anti-sowjetische Propaganda zu zweimal fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt.» Ich weiss nur, dass ich damals gelacht habe! Weil ich mir das nicht vorstellen konnte, fünfundzwanzig Jahre Haft! Ich rechnete nach: Mensch, wie alt bist du dann, wenn du rauskommst? Das war nur Utopie für mich. Zum anderen habe ich aber auch gedacht: so lange kann das gar nicht dauern. Durch immer wieder neu Ankommende, mit denen man in der Zelle lag, hörte man ja, wie die Spannungen damals zwischen West und Ost, zwischen Amerikanern und Russen, wuchsen. Da haben wir gedacht, zwei Jahre vielleicht im Höchsthfall, dann knallt es hier, und dann kommen wir wieder raus. So ungefähr waren meine Gedanken und ich lachte. Der Gerichtsvorsitzende war sehr verärgert und hat mir todernst übersetzen lassen, ich wäre hier nicht auf einem Jahrmarkt, sondern vor einem sowjetischen Militärgericht. Ich sollte mich dieser Würde entsprechend verhalten. Dann sollten wir einzeln vorkommen und das Urteil unterschreiben. Ich weigerte mich und auf seine Frage, warum ich nicht unterschriebe, sagte ich, ich könne nicht etwas unterschreiben, was ich nicht gemacht habe. Das wäre uninteressant, entgegnete er mir, es stände doch alles in den Akten. Ich hätte alles zugegeben. Ausserdem fragte er, ob ich noch einen letzten Wunsch hätte. Ich bat darum, dass sie meiner Mutter die zwei Koffer mit der Sommergarderobe zustellen sollten. Das wurde zur Kenntnis genommen, aber es ist nicht geschehen. Ich habe mein Urteil also nicht unterschrieben und die zwei Mädels auch nicht. Der Gerichtsvorsitzende erklärte das Urteil trotzdem für gültig. Meinem letzten Einwand, dass ich es nicht richtig fände, dass die Verhandlung ohne Verteidiger stattgefunden hatte, wurde ganz einfach begegnet. Der Vorsitzende erklärte mir, dass gerade dies der Vorteil

des sowjetischen Rechtssystems sei, dass man keinen kapitalistischen Rechtsverdrehler mehr brauchen würde. Man könne sich ja selbst verteidigen. «Ja», sagte ich, «das hab ich ja getan, es ist nur nichts dabei herausgekommen».

Schliesslich zog sich das «Gericht» zurück und der kleine Mongole holte mich wieder ab. Er war wie verwandelt, die Freundlichkeit selbst und fragte mich, wieviel Jahre ich bekommen hätte. Ich sagte: «Fünfundzwanzig Jahre.» Daraufhin erklärte er mir, dass das gar nicht so schlimm wäre. In der Sowjetunion wäre das so üblich, und nach einem halben Jahr Lager, «du domoj, nach Hause.» Ob ich schon was gegessen hätte, hat er mich gefragt. Natürlich hatte ich noch nichts gegessen. «Oh, Moment». Er holte mir wirklich eine Waschsüssel, eine Waschsüssel voll Kascha. «Kamerad, nu essen». Ich wusste überhaupt nicht, wie mir geschah. Vorher trieb er mich unter wildesten Flüchen und Tritten in den Gerichtssaal; nachdem ich verurteilt war, war ich Kamerad, das war unfassbar für mich.

Da ich sowieso keine weiteren Habseligkeiten hatte, wurde ich gleich in eine andere Zelle gebracht, in der etwa dreissig Leute waren. In dieser riesengrossen Zelle war ein Wahnsinnsgestank durch zwei Kübel, die wie grosse Fässer aussahen. Der eine für Notdurft, der andere für Frischwasser. Jeder, der auf den Kübel ging, hatte ein Läppchen und hat sich damit gereinigt. Das Läppchen wurde dann wieder ausgewaschen und aufgehängt. Der Gestank war kaum auszuhalten. Man kann das gar nicht beschreiben. Die «Alteingesessenen» bestürmten mich gleich: «Wieviel Jahre hast denn gekriegt? Zweimal fünfundzwanzig, ach Gott, mach dir nichts draus, haben wir alle hier.» Einer nach dem anderen hat gesagt, wo er herkommt und weswegen er hier ist.

Ich war der Jüngste auf dieser Zelle, die anderen waren zumeist älter. Jeden Morgen ging die Tür auf. Dann kam der Posten, guckte einmal in die Runde und schrie: «Malenkij!», der Kleine, der Junge. «Malenkij, dawai.» Da musste ich mit raus und durfte in der Küche aufwischen und andere Drecksarbeiten machen. Die eigentliche Arbeit wurde von einem Russen gemacht, der verurteilt war. Wie ich später erfahren habe, war das einer, der mehrere deutsche Frauen vergewaltigt hatte. Von ihm bekam ich immer wieder eine gescheuert oder er schrie mich an. Ab und zu hatte er auch wieder einen lichten Moment und dann bekam ich etwas zu essen, ein Stückchen mehr als die anderen. Ich hatte wenigstens etwas mehr zu essen und konnte mich bewegen. Eines Tages durfte ich auch Essen auf dem Russentrakt austeilen, wo die verurteilten Russen bzw. die U-Haft-Russen waren. Dort konnte ich meinen Vernehmungsoffizier sehen, Hauptmann Maslow, als Häftling! Da glaube ich mich nicht geirrt zu haben. Da hatte es ihn also selbst erwischt. Wahrscheinlich hat er nicht genug gebracht. Jedenfalls sass er da, als ich ihm einen Schlag Essen gab.

Richtig unangenehm wurde es für mich einmal, als der Posten mich wieder raus rief. Das ganze Kanalsystem auf dem Hof war verstopft. Es wurde ein rie-

sengrosser Deckel aufgemacht und in dem Loch war nur stinkende Brühe drin, die ganzen Exkremte. Widerlich! Der Posten sagte, ich sollte da reingehen und den Ablauf wieder freimachen. Ich habe mich gegraut, aber ich habe mich nackt ausgezogen, bin rein in die Brühe und hab dann mehr oder weniger nur im Dreck gewühlt und Papier rausgezogen und alles Mögliche. Ich durfte mich danach duschen und bekam auch zu essen. Als ich auf der Verurteilenzelle davon erzählte, haben die mich fast gesteinigt. Sie hielten mir vor, ich hätte mir die grösste Infektion dabei zuziehen können. Das hatte ich dabei gar nicht bedacht. Ich habe im Grunde genommen nur ans Fressen gedacht. Ich bekam eben ein bisschen mehr als die anderen.

## Speziallager Bautzen

Eines Tages im August 1948 ging die Zellentür auf und wir wurden alle auf den Hof geführt. Dort stand ein LKW, der zu so etwas wie einer «Grünen Minna» umgebaut worden war. Wir wurden hineingestossen. Es war ein geschlossener Wagen, kein Planwagen. Es war wahnsinnig heiss, die Sonne brannte auf den Wagen. Ich hatte gerade in dieser Zeit einen schrecklichen Durchfall. Einer der Mithäftlinge namens Brandt war ehemaliger HJ-Führer und stammte aus Rudolstadt. Der Mann hatte eine Oberschenkelprothese, die er abschnallte und uns für unsere Notdurft zur Verfügung stellte. Das war so etwas Entsetzliches! Und es hat gestunken in dem Wagen, bestialischer ging es nicht. Wir versuchten mehrmals, uns bemerkbar zu machen, in der Hoffnung, dass die uns wenigstens einmal rauslassen. Aber es war nichts zu machen, sie sind gefahren und gefahren und gefahren.

Plötzlich ging irgendwann ein Tor auf, und wir standen mitten auf einem Hof, nicht wissend, wo wir waren. Wir wurden unter fürchterlichem Geschrei und Treten vom Auto runtergestossen und zu jeweils vier Mann in ein grosses Gebäude gebracht. Es war ein Riesengebäude. Später erst wussten wir, wo wir waren: Bautzen. Damals war das für uns überhaupt kein Begriff. Wir wurden in eine Zelle reingestossen. Da sassen wir nun. Es dauerte nicht lange, da ging die Zelle wieder auf. Ich weiss nur noch, dass wir Ohrfeigen bekamen, dass wir getreten und geschlagen wurden. Es war schrecklich. Wir wussten überhaupt nicht, warum! Bis die russischen Posten uns nachher begreiflich gemacht hatten, dass wir uns zu melden hätten. Es musste immer gemeldet werden: «Zelle belegt mit vier Mann». Mit Schlägen machten sie es uns begreiflich. Wo waren wir hier hingeraten?

Nach etwa einer Woche wurden wir wieder verlegt. Ich weiss nur, dass ich einmal auf West IV war, das andere Mal Ost I. Einmal war ich auch auf einem Saal, leider nur die wenigste Zeit. Der Saal war angenehmer für mich. Angenehmer, obwohl es sehr beengt war, obwohl wir mehr Dreck dort hatten. Aber wir

hatten dort grössere Gesprächsmöglichkeiten untereinander. Es waren Professoren und Juristen, Ingenieure und andere dort. Jeder versuchte sich irgendwie zu beschäftigen. Für uns Jüngere war das immer interessant, von einem Älteren irgendetwas zu erfahren, zu hören, wie das Berufsleben ist. Es gab viele, die wirklich sehr gut erzählen konnten. Und da bildete sich schon mal ein Kreis, der sich mit Religion beschäftigte, ein anderer Kreis mit Musik, ein anderer wieder mit Philosophie, es war jedenfalls abwechslungsreich. Es war mir nie vergönnt, über einen längeren Zeitraum auf einem Saal zu sein.

So war ich die meiste Zeit eigentlich mit drei jungen Leuten zusammen, die aus Senftenberg waren. Ich weiss es noch wie heute. Der eine war Metzger, der andere Schuster, und der letzte Schlosser. Da wir ja keine Möglichkeiten hatten, zu lesen, zu spielen oder zu schreiben oder sonst irgendetwas, blieb uns tatsächlich nichts anderes übrig, als uns immer irgendetwas zu erzählen. Wir konnten ja nicht nur abgestumpft herumstehen. Wir durften nicht sitzen, nicht liegen, mussten den ganzen Tag nur immer laufen. Dann erzählte der eine mindestens zum dritten Mal, wie ein Schwein geschlachtet wird. Der andere erklärte, wie die Schuhe besohlt werden, und immer wieder das gleiche. Wir fielen uns wirklich ganz zwangsläufig mit der Zeit auf den Wecker. Nach einem halben Jahr wären wir auf uns losgegangen. Ich habe dann versucht, Englisch zu unterrichten oder Mathematik. Mit der Tonseife haben wir auf der Glasscheibe geschrieben. Einmal bin ich dabei erwischt worden, der Posten hat mich fast windelweich geschlagen, als er das mitbekommen hat. Wir haben die Terrazzokästchen im Fussboden gezählt, nur um überhaupt ein bisschen noch am Geist zu bleiben. Einmal am Tag war eine halbe Stunde Rundgang auf dem Hof, doch dabei durfte man auch nur zellenmässig gehen. Es durfte nicht miteinander gesprochen werden. Aber man hat halt doch mal das eine oder andere Wort gewechselt, ob es was Neues gäbe oder ob man was erfahren hätte. Aber es durfte offiziell kein Posten mitkriegen, sonst war der Teufel los. So ging mehr oder weniger die Zeit hin.

Eines Tages wurde einer aus unserer Zelle verlegt, und dafür kam ein für unsere Verhältnisse gut genährter Häftling. Er wäre beim Strafbataillon 999 gewesen und hätte bei den Nazis schon gegessen und wäre eigentlich nur wegen einer Namensverwechslung hier gelandet. Er hielt sich durch Sport fit, indem er Boxübungen machte. Er sprach verhältnismässig gut Russisch. Abends, wenn der Posten kam und noch mal reinguckte und die Meldung abnahm, waren dann noch andere Posten dabei, die von unserem Neuen Zauberkunststücke sehen wollten. Dann machte er denen ein paar Kunststücke vor und die Soldaten waren ganz begeistert. Dann war er der grosse «Fokus». Eines Tages erklärte er uns, es wäre doch im Grunde genommen Blödsinn, jeden Tag nur diese kleine Portion zu essen, die wir bekamen. Die würde ja nur noch hungrier machen und er schlug vor, dass immer jeweils einer einen Tag lang die Portionen der anderen bekäme. Wir hatten damals Hunger bis zum Geht-

nichtmehr. Ich habe gesagt, dass ich das nicht mitmachen könne. Also ich musste wenigstens jeden Tag etwas essen, und wenn es nur eine Kleinigkeit ist. Die anderen zwei machten diese Sache mit. So war ich der einzige, der nicht mitmachen wollte. Da fing der Zauberer an, dass dies kein demokratisches Verhalten wäre, was ich da an den Tag lege, und er könnte auch dem Posten erklären, was ich eigentlich wäre und mich politisch ganz schön anzinken, dann würde es mir schlecht gehen. Schliesslich gab ich nach. Ich war wirklich so geschwächt, dass ich zugesagt habe. Es war nun tatsächlich so, dass man drei Tage voll hungerte und wirklich keinen Brocken zu essen bekam. Beim Zauberer war es so, dass er alle seine Portionen vertilgen konnte. Die anderen zwei konnten das nicht mehr, die bewältigten diese Menge gar nicht. Und das, was dann übrigblieb, bekam noch der Zauberer. Ich kriegte dann plötzlich auch die vier Portionen, die ich gar nicht schaffen konnte, weil es eben nicht mehr ging. So schwach wie ich schon war, wurde ich dadurch immer noch schwächer.

Eines Tages bekam ich einen Blutsturz. Die Russen hatten sehr grosse Angst vor der Tbc. Ich wurde auf eine Trage gepackt und ins Haus III geschafft, wo die Tbc-Kranken lagen. Ich kam auf den Saal II, dort lagen etwa achtzig bis hundert Leute. Es war für mich ein grauenhafter Anblick. Holzpantinen, Strümpfe, eine Unterhose, ein Unterhemd und eine graue Decke umgehängt, und dazu Köpfe wie Ballons. Entsetzlich! Körperlich abgemagert und Köpfe wie Ballons. Der erstbeste, den ich ansprach, hat gesagt: «Hier bist du am Ende.» Ich fragte ihn, warum denn alle solche Ballonköpfe hätten. Die bekamen jeden Tag eine Hefelüssigkeit, die musste man trinken. Dadurch bekam man so einen Ballon. Das war der einzige Ort, wo es hiess, du brauchst hier nicht rumlaufen, du darfst sitzen oder liegen. Und da ich schon immer relativ gut liegen konnte, habe ich mich einfach auf die Pritsche gelegt und habe den ganzen Tag vor mich hingedöst. Ich weiss nicht, was mir damals wirklich durch den Kopf gegangen ist. Ich hab nur gedacht: «Na gut, also wenn das das Ende sein soll, dann muss es halt so sein.» Auf der Zelle hat man immer noch daran gedacht, was die Leute heute draussen machen, heute ist Samstag oder irgendetwas. Aber auf der Tbc-Station hatte ich mehr oder weniger abgeschlossen. Jeden Abend, wenn es dunkel wurde, wurden die Verstorbenen rausgetragen. Man hatte sich kaum die Namen gemerkt. Dadurch hatte man mehr oder weniger abgeschlossen mit dem Leben.

Ich habe ein halbes Jahr in dieser Tbc-Station verbracht. Während das Essen auf der Tbc-Station beim Russen nicht reichlich, aber erträglich war, wurde es dann immer schlimmer, als die Deutschen da waren. Wir wurden laufend mit einem Uralt-Röntgengerät untersucht. Man stellte fest, dass die Tbc nicht verheilt, aber wenigstens geschlossen war und ich konnte wieder in das Haus II verlegt werden. Das Haus II war für die Leichtbeschäftigten.

## Strafvollzugsanstalt Bautzen

Statt der Russen standen plötzlich Vopos da. Eigentlich hatten wir diese sehnlichst erwartet und gehofft, mit ihnen gut auszukommen, weil sie ja deutsch sprachen und wir uns mit ihnen verständigen konnten. Wir glaubten, denen erklären zu können, was hier wirklich für Leute sitzen. Aber diese Menschen waren überhaupt nicht zugänglich. Man hatte ihnen eingepflicht, wir wären Kriminelle, ganz gefährliche Menschen, mit denen dürfte man sich nicht abgeben und das haben sie auch konsequent durchgehalten. Bis auf einige wenige, die man später auch im Sanitätsbereich kennenlernte.

Den Aufstand 1950 habe ich in schlimmer Erinnerung. Ich war damals auf dem Saal II. In unserem Saal haben alle gelegen, als sie reinstürmten. Wir haben alle friedlich gelegen, nicht einer, der einen Aufstand gemacht oder Widerworte gesagt hätte. Sie haben trotzdem wahllos, wirklich wahllos auf die Leute eingedroschen. Es hat keiner gestanden, es ist keiner gelaufen, wir haben alle auf unseren Pritschen oben gelegen. Und die haben wahllos auf die Leute eingeschlagen mit ihren Gummiknüppeln. Ich weiss nur, dass ich mit den Händen über dem Kopf gelegen habe, damit ich ja nichts auf den Kopf abbekam. Ich merkte, dass sie so richtig voll draufhauten, obwohl das ja alles Kranke waren, einige zum Teil mit Knochen-Tbc. Die Ärzteschaft hatte danach alle Hände voll zu tun.

Nach einem halben Jahr bekam ich erneut einen Blutsturz und wurde wieder in das Haus III verlegt, diesmal aber in die Innenbaracken. In den Innenbaracken waren hauptsächlich Fälle mit offener Tbc. Dort haben wir zu acht oder zehnt in einem Raum gelegen. Wir wurden mehr oder weniger allein gelassen. Lediglich abends kam der Wachtposten und schloss wieder ab. Tagsüber konnten wir uns auch innerhalb dieser Innenbaracken auf den einzelnen Zimmern gegenseitig besuchen. Jeden Abend verschwanden wieder Leute, die gestorben waren. In dieser Zeit bekam ich dann meinen Pneumothorax\* angelegt und musste dann alle sieben Tage zum Neuauffüllen des Pneus. Da war man am ersten Tag nach der Pneufüllung total kaputt, da man so kurzatmig war, weil die eine Lunge dann alles machen musste. Es gab sonst kaum irgendwelche Medikamente. Dieser Pneumothorax war wirklich die einzige Hilfe. Es hatte später mal, als die Meningitis sehr stark zunahm, Versuche gegeben, über den katholischen Geistlichen an Medikamente zu kommen. Während des Gottesdienstes hat man ihm gesagt, dass es mehrere Fälle gibt und dass man ein Mittel, was es im Westen gab, benötigte. Er hat dann auch etwas mitgebracht. Weil mehr Fälle da waren als Medikamente zur Verfügung standen, war es für unsere Häftlingsärzte sehr schwierig, zu entscheiden. Wir hatten im Hauptkran-

\* Zu therapeutischen Zwecken künstlich geschaffene Luftansammlung im Brustfellraum.

kenhaus in Bautzen einen Chemiker namens Zetsche, der früher bei der BASF war, der streckte noch einige Medikamente, damit mehr Leute davon etwas bekamen. Ansonsten gab es keine andere Hilfe.

Nachdem ich leidlich wiederhergestellt war, kam ich wieder ins Haus II. Dort war eine Sanitätsstation und der dortige Zahnarzt brauchte eine Hilfskraft, einen Zahnarzhelfer. So habe ich den Zahnarzhelfer gespielt, Amalgam oder Gips angerührt und habe dann auch in der Sanitätszelle mit gelegen. Schliesslich wurde ich Läufer. Als Krankenhausläufer konnte ich in jedes Haus. Jedes Haus hatte einen Läufer, der praktisch Kranke zum Krankenhaus brachte und wieder zurück, der Sputum oder Abstriche und all diese Dinge ins Lazarett oder wieder zurück ins Haus brachte. 1955 kam dann die Begnadigung auf acht Jahre.

## Die Entlassung

Vier Wochen vor meiner Entlassung wurde ich in Einzelhaft gelegt. Ich dachte, jetzt sei schon wieder alles vorbei mit der Entlassung. Bis jetzt konnte ich arbeiten, durfte mich etwas freier bewegen, und plötzlich kam ich in Einzelhaft! Hinterher wusste ich, warum man das gemacht hat. Ich sollte in den vier Wochen so viel wie möglich vergessen, was gewesen war.

Meine Mutter wohnte bis 1955 in Greiz in Thüringen. Sie hat erst 1950 erfahren, dass ich noch lebte, als ich das erste Mal schreiben durfte, da lief die Post noch über ein Postfach in Berlin. Besucht hatte sie mich nur ein einziges Mal, denn es kostete ja auch Geld und wir hatten doch nichts. Ich hatte seit 1954 immer versucht, ihr in den fünfzehn Zeilen, die wir schreiben durften, zu schreiben: «Fahr doch mal zu Tante Mimmi.» Tante Mimmi war eine Tante in Essen, im Ruhrgebiet. Meine Mutter hat es nie verstanden. Im nächsten Brief schrieb sie zurück: «Was soll ich bei Tante Mimmi?» Ich schrieb wieder: «Ich glaube, es wäre besser, du fährst zu Tante Mimmi.» Und da ging das wieder: «Ich weiss nicht, was ich bei Tante Mimmi soll.» So ging das immer hin und her. Es hat ein Jahr lang gedauert, bis meine Mutter einmal nach Mellrichstadt in Unterfranken gefahren ist, wo ein Cousin von ihr wohnte. Dem hat sie erzählt, dass ich immer von Tante Mimmi schreibe. Der Cousin begriff und sagte zu meiner Mutter: «Mensch, Du sollst abhauen!» Das hat sie dann tatsächlich gemacht. 1955 hat sie ihr Köfferchen gepackt und ist nach Mellrichstadt rüber. Der Cousin hat gesagt, sie müsse durchs Notaufnahmelager und so ist sie nach Giessen ins Notaufnahmelager. Von dort ist sie nach Bremen ins Flüchtlingslager eingewiesen worden.

So bekam ich meine Post dann von Bremen und verlangte dann auch meine Entlassung nach Bremen. Ich wurde zum Politoffizier geholt. Er fragte mich: «Ja, was wollen Sie denn da? Sie sind doch ein junger Mensch. Wenn Sie hier Ihre Strafe abgesehen haben, ist für Sie alles erledigt. In dem Moment, wenn Sie durchs Tor gehen, sind Sie ein Mensch wie jeder andere auch. Sie sind jung, intelligent und entwicklungsfähig, Sie können unserem Staat noch gut dienen.»

Daraufhin habe ich gesagt: «Das sehe ich absolut nicht ein. Ich habe nur meine Mutter und sonst niemanden. Ich bin ihr einziges Kind.» – «Dann schreiben Sie doch Ihrer Mutter, dass sie wieder zurückkommen soll. Sie sind doch entwicklungsfähig, wir tun alles für Sie». Es nützte nichts und so hat er tatsächlich die Adressenänderung nach Bremen gemacht und mir zum Abschluss gesagt: «Also, wenn Sie da nicht zurechtkommen, sind Sie jederzeit bei uns herzlich willkommen. Wir tun alles für Sie.»

Am 20. April 1956, meinem Entlassungstag, wurde ich frühmorgens gerufen und musste mich duschen. Ich bekam eine Art Thüringer Waldanzug und ein paar abgelegte VP-Stiefel, weil ich nichts mehr anzuziehen hatte, ausserdem Brote und zehn Mark. Das Geld musste ich bis Leipzig verprasst haben. Am Fahrkartenschalter habe ich nur meine Bescheinigung vorgelegt. Da guckte mich ein junges Mädchen an und hat mich nur gefragt: «Wie lange waren Sie denn da?» – «Acht Jahre.» – «Um Gottes Willen!» sagte sie nur. Ich bekam meine Fahrkarte nach Bremen ausgestellt und hab mich dann in den Wartesaal gesetzt. Zufällig kam ein Hauptwachtmeister vorbei, mit dem ich im Lazarett zu tun hatte. Der war dort als Sanitätshauptwachtmeister und hatte nie mit uns gesprochen. Wir haben uns wie ganz vernünftige Menschen unterhalten, wo vorher eine Wand gewesen war. Meinen sehnlichsten Wunsch habe ich mir auch gleich noch auf dem Bahnhof erfüllt: Ich habe mir im Bautzener Wartesaal ein Bier geleistet! Das zweite Bier und eine Bockwurst habe ich dann in Leipzig am Bahnhof verzehrt. Ich musste ich ja die zehn Mark, die ich mit hatte, bis Leipzig aufgebraucht haben.

Ich kam dann von Leipzig nach Helmstedt und von dort nach Bremen. In Bremen angekommen, wunderte ich mich: links und rechts auf der Strasse stand Auto an Auto. Ich fragte jemanden, was denn hier los sei, ob ein grosses Ereignis wäre, weil hier so viele Autos stünden. Der sagte nur: «Das ist immer so.»

Das Flüchtlingslager, in dem meine Mutter wohnte, war eine Kaserne. Meine Mutter lag dort mit acht oder zehn Personen auf einem Zimmer! Als ich kam, war die Freude gross. Ich meldete mich bei der Lagerleitung. Mir wurde erklärt, ich könne hier nicht bleiben, ich müsste ins Notaufnahmelager nach Uelzen. So bin ich am selben Tag noch nach Uelzen gefahren. Dort legte man mir einen Zettel vor, auf dem ich Namen aus meiner Haft notieren sollte. Trotz der vier Wochen Einzelhaft habe ich aber doch eine ganze Menge aufgeschrieben, und auch geschrieben, wer sich von den Häftlingen schlecht benommen hat. Dann musste man zu den Amerikanern, zu den Engländern, zum Verfassungsschutz. Danach kam ich wieder zur Häftlingsbetreuungsstelle zurück. Dort hiess es, es sei alles in Ordnung, ich sei schon mehrmals gemeldet von anderen, die vor mir in den Westen entlassen worden waren. Ich bekam doppelte Verpflegung und musste zur Caritas und zur Diakonie, bekam da einen Gutschein und da einen

Gutschein. Am nächsten Tag konnte ich schon wieder nach Bremen zurückfahren und ging wieder ins Lager. Erst nach mehreren Flüchtlingslagerstationen haben wir in Neuss eine eigene Wohnung bekommen.

Meine Haftzeit habe ich versucht, durch die Arbeit und durch die vielen Ehrenämter, die ich später hatte, zu verdrängen. Meine Frau wusste von Anfang an alles, auch mein ganzes Umfeld. Aber Sie können mit keinem anderen Menschen darüber reden. Das ist für die uninteressant. Es liegt so weit zurück, es interessiert keinen. Aufgebrochen ist das Ganze eigentlich erst wieder so richtig, nachdem die Grenze aufging und wir vor Ort waren. Ich bekomme manches Mal wirklich noch Alpträume, wo man das Gefühl hat, wieder ein Haftereignis zu erleben. Das kann man gar nicht vermeiden. Aber dass man nun jeden Tag darunter leidet, das wäre auch zuviel gesagt. Doch es gibt diese Situationen, wo man aufschreckt und froh ist, in der Gegenwart aufzuwachen.

BSU  
000007

4076  
4

# Urteilsauszug

Vom Militärtribunal L. M. S. Law Thüringen  
 Akten-Nr. 63797 nach der Anklage Spionage  
 1. Familien-, Vor- und Vatersname (ausführlich schreiben) Möller, Harald  
 2. Geburtsjahr und Geburtsort 1928 in Untermuhlstedt / Thür.  
 3. Heimatanschrift Eisenach, Maximilian  
 4. Nationalität deutsch 5. Staatsangehörigkeit deutsch  
 6. Schulbildung Mittel 7. Parteizugehörigkeit P.S.G.  
 8. Beruf (verpflichteter) Arbeiter Familienstand ledig  
 10. Beschäftigung vor der Haft Strafgefangener im Militärtribunal

**KOPIE**

Familien-, Vor- und Vatersname Möller, Harald  
 laut den Artikeln 57-60 Abs. 1, 58-10. mit 2. H. S. B. R. I. F. I. R.  
 Genau angeben wofür Sammeln Spionage material in der Sowj. Zone zu Gunsten der Amerikaner, Kaufmann Straußel  
 Strafmaß 25 Jahre Arbeitslager  
 Mit oder ohne Eigentumsbeschlagnahme  
 Strafverbüßung technet ab 22. April 1948

Original mit den gehörigen Unterschriften der Tribunalzusammensetzung

Auszug beglaubigt:

(Unterschrift)

(Feldpoststempel)

St. famias 1950



Lubk 26.1.50

Abb. 2: Urteilsauszug für Harald Möller. Derartige Auszüge wurden den Angehörigen des DDR-Strafvollzuges nach Übergabe der SMT-Verurteilten 1950 ausgehändigt.



# Entlassungsschein

Herr/Frau/Kind M ö l l e r Harald  
(Name) (Vorname)



geb. am 5. Juli 1928 in Untermasfeld

wurde am 21. April 56 aus der HAUSVA/XXK/

HAUS Bautzen nach BREMEN,

Fahrerstr. 315 entlassen.

Verpflegung wurde ausgehändigt bis 22.4.1956

*Hofman*  
Hilfsschein der VP-Nachrichte

Fahrschein bis zum Entlassungsort ausgehändigt.

Ein Betrag in DM der Deutschen Notenbank in Höhe von DM \_\_\_\_\_ ausgehändigt.

Ein Betrag in DM der Bank Deutscher Länder in Höhe von DM \_\_\_\_\_ ausgehändigt.

Er/Sie ist nicht im Besitze eines gültigen Personalausweises.

Der Entlassungsschein hat Gültigkeit bis 24. April 56 (3 Tage) und berechtigt zur Fahrt nach Bremen

über Oebisfelde

*Hofman*  
Leiter der SV-Unterschl.

h.v.

SV 20 (w) 804 E 1820 Ag 4955

### Bemerkungen:

Der Inhaber dieses Entlassungsscheines wurde darüber belehrt, daß er auf der ihm vorgeschriebenen Fahrstrecke in kürzester Zeit das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik zu verlassen hat.

Fahrt wurde am 21.4.56 15.01 in Bautzen angetreten.  
Zu benutzen ist der Interzonenzug D 118 ab Leipzig 20.25 Uhr.



## HHG-Schein

im Notaufnahmehager Nelson-Bahnhof  
ausgestellt am 24. APR. 1956

Abb. 3: Entlassungsschein Harald Möllers aus der Strafvollzugsanstalt Bautzen.

Georg Siegler

## «... und so eine Totenstille bei uns.»

*Georg Siegler wurde am 8. August 1928 in Danzig geboren. Nach der Volksschule erlernte er den Beruf eines Tischlers. Kurz vor Kriegsende wurde Siegler noch zur Wehrmacht eingezogen. Er wurde nach Westdeutschland verlegt und kam zum Reichsarbeitsdienst in Schleswig-Holstein, wo er in Kriegsgefangenschaft geriet. Nach der Entlassung arbeitete er bis 1949 bei einer englischen Militäreinheit als Ordonnanz. Anschliessend fuhr er zu seiner Mutter nach Coswig/Anhalt, wo er bereits nach vier Tagen verhaftet wurde. Im «Roten Ochsen» – einer Untersuchungshaftanstalt in Halle – wurde er von einem SMT wegen Spionage zu 25 Jahren verurteilt. Seine anschliessenden Haftstationen waren Bautzen (1949-1952), Torgau (1952-1954) und Brandenburg (1954-1956). Am 10. September 1956 wurde er nach Coswig entlassen, nach ca. zwei Wochen flüchtete Siegler über Westberlin in die Bundesrepublik. Er arbeitete als Archivar und war zuletzt Museumsleiter. Er ist heute zum zweiten Mal verheiratet, hat eine neunjährige Tochter und lebt mit seiner Familie in Euskirchen.*

## Die Vorgeschichte

Ich wurde am 8. August 1928 in Danzig geboren und habe dort die Volksschule besucht. Mein Vater war Schiffsbauer auf der Danziger Werft. Vor 1933 war er Mitglied in der SPD. Während der Schulzeit war ich im Deutschen Jungvolk und ich erinnere mich, dass mich mein Grossvater deswegen oft auf den Arm nahm. Er stand in seinen Ansichten noch weiter links als mein Vater, denn er war während der Weimarer Republik im Rotfrontkämpferbund gewesen.

Kurz vor Kriegsende 1945, und zwar am 5. Januar 1945, bin ich noch Soldat geworden. Zu dieser Zeit sah man schon am östlichen Horizont die riesigen Feuer, den roten Himmel. Die Heeresleitung in Danzig hat meinen Jahrgang 1928 noch aus dieser Gefahrenzone herausgeholt. Wir sind nach Westdeutschland verlegt worden, weil wir noch in ein Wehrrüchtigungslager sollten. Ich bin dann zum Reichsarbeitsdienst in Schleswig-Holstein gekommen und habe dort die Kapitulation erlebt. Unsere Arbeitsdienstführer haben uns kampflos den Engländern übergeben, es ging alles ganz ruhig ab, und plötzlich waren wir keine Arbeitsdienstmänner mehr, sondern Kriegsgefangene.

Wir waren damals in Eutin in Schleswig-Holstein. Der Kaiser-Wilhelm-Kanal bildete die natürliche Grenze zum deutschen Festland. Alles, was nördlich des Kaiser-Wilhelm-Kanals war, war Kriegsgefangenenlager. Wir waren auf Bau-

ernhöfen oder in Zeltstädten untergebracht, nicht in einem Lager mit Stacheldraht und Wachhunden. Man konnte sich verhältnismässig frei bewegen.

Ich bin bis 1947 bei den Engländern in Kriegsgefangenschaft gewesen. 1947 hätte ich entlassen werden können, aber ich konnte nicht nach Hause, denn Danzig war polnisch geworden, und so haben uns die Engländer angeboten, bei englischen Dienstgruppen zu bleiben. Das habe ich auch gemacht. Die Zeit bei den Engländern war die schönste Zeit meines Lebens! Ich habe bis 1949 bei einer englischen Militäreinheit als Ordonnanz gearbeitet. 1949 ist diese gesamte Einheit nach Arabien verlegt worden und ich bin zurückgekommen. In der Zwischenzeit war meine Mutter gemeinsam mit meinen Geschwistern von Danzig nach Coswig/Anhalt evakuiert worden. Mein Vater war vorher von den Russen als Zivilist verschleppt worden. Wahrscheinlich ist er damals aufgrund seiner Kenntnisse von zu Hause abgeholt worden. Erst 1996 haben wir vom Deutschen Roten Kreuz in München die endgültige Nachricht erhalten, dass mein Vater im Oktober 1945 in Smolensk verstorben ist. Sie haben zwar geschrieben, er sei als Kriegsgefangener dort gewesen, aber er war nie Soldat, er war immer reklamiert\* worden, weil er für die Werft zu wichtig war.

Am 20. Juli 1949 bin ich von Hannover, der Hauptstelle meiner englischen Einheiten, nach Coswig/Anhalt gefahren.

## Die Verurteilung

Am 27. Juli, wenige Tage nach meiner Ankunft, standen ein paar Polizisten vor der Wohnungstür und sagten, ich solle zwecks einer Personalüberprüfung auf die Wache kommen. Ich bin dann auch guten Glaubens und ganz arglos dort hingegangen. Meine Personalien wurden überprüft, man fragte mich, wo ich herkäme. Ich habe alles treu und brav erzählt. Plötzlich wurde ich in eine Zelle eingesperrt und am 27. Juli an zwei russische Offiziere übergeben. Sie schafften mich ein paar Tage später nach Zerbst. Dort war ein Keller in einem Wohnhaus, vielleicht war es früher auch ein Verwaltungsgebäude. Es war ein ganz normales Gebäude, kein richtiges Gefängnis. Dort wurde ich ein paar Tage vernommen und es kam das erste Mal direkt der Begriff «Spionage», weil ich bei den Engländern gearbeitet hatte. Von Zerbst schickten sie mich dann nach Halle an der Saale, mit der Bemerkung, ich sollte dort endlich die Wahrheit erzählen, die wären nicht so human wie hier in Zerbst. In Zerbst bin ich nie misshandelt worden, im Gegenteil. Ich hatte am 8. August Geburtstag. Da kam sogar ein weiblicher Offizier, ca 22 Jahre alt, brachte mir eine Handvoll Zigaretten, gratulierte mir zum Geburtstag und sagte zu dem Posten: «Ja, wir Russen machen

\* Hier: für den kriegswichtigen Einsatz im Betrieb von der Einberufung zurückgestellt.

so etwas.» Ich hatte in meinem Leben noch nie geraucht, aber da habe ich dann angefangen. Immer, wenn ich rauchen wollte, hielt ich die Zigarette an den Mund und der Posten gab mir Feuer.

In Halle war ich im «Roten Ochsen», dort waren dann wieder Verhöre. Man hatte den Eindruck, dass die Offiziere unter einem gewissen Erfolgswang handelten. Sie versuchten, unter allen Umständen und mit allen Mitteln ein Geständnis aus den Gefangenen herauszuholen. Es war sehr zermürbend, weil die Vernehmungen nur nachts durchgeführt wurden. Wenn man gerade so eingeschlafen war – um zehn, halb elf – kam der Posten und holte einen zum Vernehmungsoffizier. Das Verhör dauerte dann bis morgens um vier oder fünf Uhr. Immer im Sitzen, aber nicht auf einem Stuhl, sondern auf einem Holzschemel, und der Offizier sass da mit der Lampe, er ass und trank und rauchte.

Die Vernehmungsoffiziere waren verpflichtet, ein Geständnis zu erhalten. Ich bin von Natur aus ein sehr friedlicher Mensch und sehr anpassungsfähig, das hatte bei den Russen auch Eindruck hinterlassen. Ich bin in Halle nie geschlagen worden. Im Gegensatz zu vielen anderen, die misshandelt worden sind. Die einzige Tortur war eben dieses Wachsein am Tag und das Nichtschlafen dürfen in der Nacht. Man war so fertig, dass man zur Vernehmung nicht mehr gehen konnte, man wurde hochgeschleppt, weil man einfach nicht mehr die Kraft hatte zu gehen. Man sackte in sich zusammen wie ein nasser Sack.

In der Untersuchungshaft fragten sie mich immer wieder zu den Bildern aus, die ich als Erinnerungsfotos von den Engländern mitgenommen hatte. Sie fragten nach den Uniformen, den Rangabzeichen, wo die Engländer herkamen und was für Einheiten es waren, und was das und was das ist. Ich konnte auch immer gut Auskunft geben, weil ich alles gut kannte. Sie vermuteten tatsächlich, dass ich ein grosser Spion sei. Sie wollten wissen, ob ich Englisch spräche. Natürlich, das hatte ich dort gelernt, wenn man so lange mit den Engländern spricht. Da kam ein Russe, der Englisch sprach, und vernahm mich sogar in Englisch. Nachdem ich körperlich und psychisch fast am Ende war, kam dann am 7. Oktober 1949 der Urteilsspruch vor dem Tribunal. Mein Richter war ein Luftwaffenoffizier mit einem künstlichen Arm. Die Protokolle wurden alle in Russisch geschrieben und ich musste am Ende der Verhandlung unterschreiben. Ich habe mich in mein Schicksal ergeben und habe alles unterschrieben, was die mir vorgelesen haben. Das Urteil lautete nach § 58-6 25 Jahre Arbeitslager wegen Spionage. Nach dem Urteilsspruch fragte der Offizier: «Haben Sie noch einen letzten Wunsch?» Ja, ich hatte noch einen letzten Wunsch: Ich wollte mich noch einmal richtig sattessen. Während der ganzen Urteilsverkündung standen hinter mir zwei russische Soldaten mit aufgefanztem Seitengewehr, das war richtig martialisch. Der Offizier sagte dann zu einem der Posten, dass er mir etwas zu essen geben solle. Da nahm mich dieser Posten in eine Zelle mit. Dort stand ein Eimer, ein richtiger Zinkeimer, zu einem Fünftel

gefüllt mit Kascha\*. Dieses Essen hat bei mir danach sofort eine Darmerkrankung herbeigeführt, weil das alles viel zu fett für meinen entwöhnten Magen war.

Nach der Urteilsverkündung kam ich im Keller in eine Einzelzelle. Dort war es ganz schlimm. Das war ein Zellentrakt im Keller und die Zellen waren alle besetzt, aber man hat nie einen anderen Gefangenen zu Gesicht bekommen, das war alles raffiniert ausgetüfelt. Wenn einer geholt oder gebracht wurde, dann war von den Gefangenen niemand draussen, der sagen konnte, ich hab jemanden gesehen.

## Der Transport

Von Halle kam ich dann nach Bautzen. Dabei habe ich zum ersten Mal einen langen Transport erlebt. Die Transporte nach Halle und später nach Bautzen hören sich so einfach an. Das waren jedoch oftmals tagelange Transporte in Gefängniswagen mit der Eisenbahn. Man wurde an ganz normale Personenzüge angehängt. Der Waggon sah von aussen aus wie ein richtiger Personewaggon, aber innen waren dann die Zellen abgeteilt. Man stand tagelang in diesen Zellen und wenn man mal austreten musste, dann musste man betteln und bitten, dass man mal auf die Toilette gebracht wurde. So ein Transport von Halle nach Bautzen dauerte 8 bis 10 Tage. Das sind zwar nur 200 Kilometer, aber auf jedem Bahnhof wurde man wieder abgehängt. Dann kam ein anderer Zug, da wurde man wieder angehängt, dann stand man ein ganzes Wochenende irgendwo auf einem Gleis, und bis man dann ankam, wo man hinsollte, vergingen immer viele Tage. Man konnte durch einen Schlitz auf die Bahnhöfe rausgucken. Wenn der russische Posten vorn geschlafen oder geraucht hat, konnte man von Zelle zu Zelle miteinander sprechen. Einige erkannten die Richtung, wo es hinging, obwohl es anfangs eine richtige Rundfahrt durch die damalige Ostzone war. Wir sind unter anderem noch ein paar Tage in Magdeburg-Sudenburg gewesen. Dort waren die Zellen hundsmiserabel, die sanitären Einrichtungen sehr primitiv. Da haben wir nur ein paar Tage verbracht, dann sind wir weitertransportiert worden. Auf dem Magdeburger Bahnhof haben wir in der Nacht eine Gruppe von Karnevalisten gesehen. Die kamen vom Feiern, hatten Hütchen auf und Papierschlangen um den Hals. Wir standen auf diesem Bahnsteig und ein paar Bahnsteige weiter stand so eine ausgelassene Menschengruppe; sie hatten gefeiert und fahren jetzt nach Hause. Da wurde mir persönlich meine Lage so richtig bewusst. Dieser Gegensatz: diese lachenden und fröhlichen Menschen auf der einen Seite und so eine Totenstille bei uns.

Als wir schliesslich in Bautzen auf dem Bahnhof ankamen, standen dort russische Militär-LKWs. Man musste sich mit dem Rücken zum Führerhaus setzen

\* Russisch für «Brei».

und die Beine anziehen. Dann setzte sich vom an den Beinen der nächste hin und so weiter, so dass keiner aufstehen konnte. Es ging durch die ganze Stadt bis zum «Gelben Elend» hoch. Dort standen russische Soldaten, Frauen. Wir wurden dann in die Zellen oder auf die Säle verteilt, je nach Vermerk in den Akten. Einige kamen auch gleich in Isolierungszellen.

## Im Speziallager Bautzen

Bautzen hatte acht Säle, 400 Personen in einem Saal von ungefähr 18 mal 35 Meter im Quadrat. Dort waren die berühmten Pritschen-Etagenbetten aufgestellt, dazwischen gab es einen Mittelgang und an der Seite je einen Fenstergang. Man hat nachts so eng aneinander gelegen, dass man sich von allein gar nicht hätte umdrehen können. Es musste sich immer die ganze Reihe gleichzeitig auf die andere Seite umdrehen.

Diese Säle waren gegenüber anderen Gefängnissen wirklich ein Vorteil. Dort entwickelte sich im Laufe der Zeit ein fast «dörfliches» Zusammenleben. Es gab Lehrer, es gab Studiendirektoren, es gab Arbeiter, es gab Nazis, es gab Offiziere, es gab «Spione». Es gab Leute aus allen Schichten, Leute mit den verschiedensten Strafmassen, Leute mit den verschiedensten Straftaten. Die Nazis, die dort sassen, das waren mehr oder weniger auch kleine Chargen, aber sie waren eben Mitglieder der NSDAP, das genügte. Es sassen auch Leute drin, die wirklich etwas auf dem Kerbholz hatten, zum Beispiel NS-Führer, richtige Goldfasane. Diese Goldfasane sind dann aber nicht lange in Bautzen geblieben, sie wurden immer vom Ost IV-Flügel nach Russland geschickt.

Die Kriminellen, die es auch gab, wurden nie von den Politischen getrennt. Mörder oder Diebe, die auch von sowjetischen Militärtribunalen verurteilt worden waren, sassen immer mit bei uns Politischen.

Die Bedingungen in Bautzen waren unvorstellbar. Die Verpflegung war sehr schlecht, das kann man nur mit Schweinefrass vergleichen. Ein Gericht wurde zum Beispiel folgendermassen zubereitet: Es wurde vom Schlachthof Blut abgeholt. Dieses Blut wurde in der Küche zu einem Mittagessen verarbeitet. Dann kam Grütze hinein, dazu gab es zwei oder drei Pellkartoffeln und dann wurde das halbliterweise ausgegeben. Wenn man die Gelegenheit hatte, aus dem Saal auf diese Kübel zu gucken, dann schillerte es blau, grün oder rot. Für einen Normalsterblichen wäre das wohl ein Brechmittel gewesen, aber in unserem Fall war das ein kräftiges Essen, das mit Heisshunger heruntergewürgt wurde. Wenn man Pech hatte, war eine Pellkartoffel verfault, dann musste man diese wegwerfen und man hatte dann eben nur eine Pellkartoffel. Jeden Morgen gab es in Bautzen einen halben Liter Zudelsuppe, bestehend aus heissem Wasser mit reingeriebenen Kartoffeln. Das Wasser wurde etwas dicker, etwas fester, aber noch nicht fest genug, um davon satt zu werden. Das war alles, was es

zum Frühstück gab. Von acht bis um eins hatte man dann eben diesen halben Liter Suppe im Bauch, und wenn das über Monate und Jahre geht, dann ist man einfach nur ausgehungert. Wenn man nachts auf der Pritsche lag, konnte man die Knie bis zum Kinn hochziehen, weil es keinen Bauch mehr gab. Da war nur ein Riesenloch, wenn man auf dem Rücken lag. Die früher einen Bauch hatten, hatten stattdessen einen grossen Lappen herunterhängen. Wenn man die Männer beim Waschen nackt sah, war das schon ein erschreckender Anblick.

Für die 400 Personen gab es sechs Waschstellen im Saal. Die Toilette und der Sanitärblock waren abgeteilt. Wenn man zum Waschen ging, musste alles sehr schnell gehen, denn 400 Personen morgens dort durchzuschleusen, dauerte seine Zeit. Aber man musste fertig sein, bevor die Russen zählen kamen. Dafür musste man sich in Fünferreihen aufstellen. Dann zählte der Posten und diese Zählerei ging so lange, bis die Zahl endlich stimmte.

In Bautzen trug man seine alte Zivilkleidung, d.h. die Klamotten, die man mitgebracht hatte. Wenn man im Juli verhaftet worden war, hatte man nur Hemd, Hose oder eine dünne Jacke an. Das trug man in Bautzen auch im Winter. Dementsprechend hat man auch gefroren beim Rundgang. Jeden Tag gab es eine halbe Freistunde auf dem Hof. Während des Rundgangs war natürlich streng verboten zu sprechen, man durfte sich nicht unterhalten, man durfte praktisch gar nichts. Diese halbe Stunde war für den grössten Teil der Inhaftierten schon zu viel. Ich war damals einundzwanzig. Aber die meisten waren schon älter, viele über fünfzig und älter. Diese hatten sehr darunter zu leiden, denn wenn die Freistunde zu Ende war, mussten sie wieder drei oder vier Etagen hochlaufen. Das war reine Schwerstarbeit für sie. Sie haben sich an den Treppengeländern hochgezogen und sind oft vor Schwäche zusammengebrochen. Als junger Mann konnte ich da mehr verkraften. Die jüngsten waren 1949 vierzehn, fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, selbst die russischen Bewacher hatten für diese Kinder ein Mitleidsgefühl. Sie haben sich vorgestellt, dass ein Vierzehnjähriger kein Spion oder Nazi sein konnte. Diese Kinder oder Jugendlichen wurden auch besonders behandelt: Sie durften für die russischen Offiziere die Stiefel putzen und Uniformen ausbürsten und bekamen dafür ein besseres Essen.

Wenn man während der Freistunde gesprochen hatte und erwischt worden war oder irgendetwas anderes gemacht hatte, was denen nicht gefiel, dann wanderte man vierzehn Tage in Arrest in den Bunker. Das waren Ein-Mann-Zellen ohne Strohsack, nur eine Holzpritsche. Es gab nur an jedem zweiten Tag etwas zu essen. An dem Tag, wo es nichts zu essen gab, gab es nur etwas zu trinken. Wenn man das vierzehn Tage mitgemacht hatte, war man am Ende. Diese Strafe wurde auch ausgedehnt, bis zu dreimal einundzwanzig Tage. Nach einundzwanzig Tagen trat eine Pause ein. Man konnte wieder auf den Saal oder auf die Zelle gehen, und nach drei Tagen ging man wieder für einund-

zwanzig Tage in den Bunker. Dann wieder eine Pause und dann wieder einundzwanzig Tage. Aus diesem Bunker sind viele Leute nicht mehr lebend herausgekommen. Daher resultierte u.a auch die hohe Sterblichkeitsrate in Bautzen. Die alten Leute sind buchstäblich an Schwäche, Hunger und Verzweiflung gestorben. Morgens lag neben einem ein Toter auf der Pritsche. Dieser Tote wurde nicht direkt gemeldet. Man liess ihn noch zwei Tage da liegen, damit die Ration, die er bekam, auch noch ausgegeben wurde. Diese Suppe zum Frühstück, dann dieses Mittagessen und das Abendessen, das aus dreihundert Gramm Brot, einem Löffel Marmelade und ab und zu mal einer Scheibe Leberwurst bestand. Um dieses Essen zu erhalten, wurde der Tote mit einer Decke zugedeckt. Erst wenn die Russen wirklich beim Zählappell merkten, dass etwas nicht stimmte, wurde der tote Kamerad freigegeben.

Es gab in Bautzen den sogenannten Tbc-Block, da die Leute immer häufiger und immer schwerer an Tbc erkrankten. Sie wurden dann in diesen Block gelegt, in dem sehr viele von ihnen mangels Medikamenten und Behandlung gestorben sind. Das Einzige, was es für diese Leute gegen die Tbc gab, war ein bedeutend besseres Essen, aber die offene Tbc in Bautzen auszuheilen, war so gut wie aussichtslos. Meistens waren es auch hier wieder Alte, die daran gestorben sind, sehr alte Leute. Ich habe dort Leute kennengelernt, die schon über achtzig waren.

Wir durften auf den Sälen und auch in den Zellen keinen Bleistift haben, keine Bleistiftmine, kein beschreibbares Papier, überhaupt nichts. Gar nichts. Wir durften nicht schreiben, wir durften offiziell keinen Unterricht gestalten. Der Bleistift war in der Zelle mehr wert als heute ein Lottogewinn. Man verblödet in der Zelle nach und nach, wenn man nicht in der Lage ist, sich geistig zu beschäftigen. Wenn das ganze Dasein in der Zelle nur aus Angst vor dem Verhungern, Angst vor den fünfundzwanzig Jahren, Angst um die Familie, Angst um die Kinder besteht, wird man wahnsinnig. Die Langeweile trieb uns dazu, etwas zu unternehmen, sonst wäre man verrückt geworden. Zum Glück gab es Leute wie den Wolfgang Natonek, die richtige Seminare abhielten. Aus der halben Republik waren Studenten eingesperrt, die sich für Seminare oder Vorlesungen interessierten. Die haben sich dann zusammengesetzt und haben Geschichte oder Englisch oder Lateinisch gepaukt. Diese intelligenten und gebildeten Leute waren eine Bereicherung, sowohl in Bautzen als auch später in Torgau. Es gab Leute, die konnten ganze Gedichte auf ein winziges Stück Papier schreiben. Einige hatten Bleistiftminen. Sie haben diese Bleistiftminen wie ihr eigenes Leben geschätzt.

In Bautzen einem Zirkel anzugehören, konnte aber auch lebensgefährlich sein. Das war immer gleich eine «illegale Gruppe». Aber ich hatte doch Kontakt gefunden zu einer dieser studentischen Gruppen. Ich war für sie wohl eine nette Abwechslung, denn ich kam aus dem Westen und konnte etwas über den

Westen erzählen, zum Beispiel über Filme, die man im Osten nicht zu sehen bekam. Sie haben mir gern zugehört, tage- und wochenlang.

Später bekamen wir dann auch schon bei den Russen Bücher, aber nur russische Literatur. Ich habe unter anderem in der sechswöchigen Einzelhaft vor dem Abtransport nach Torgau viel gelesen: Gogol, Dostojewski, Gorki. Ich bekam recht viel Bücher, weil ich so ruhig war.

## **Der Hungerstreik im März 1950**

Anfang 1950 erfolgte die Übergabe an die deutschen Behörden. Eigentlich hatten wir uns alle sehr gefreut, dass die Volkspolizei kommen sollte. Das waren Menschen aus unserem Kulturkreis, die uns doch verstehen mussten. Aber genau das Gegenteil war der Fall. Was die Volkspolizei von jedem Einzelnen in die Hand bekam, war ein Zettel mit Name, Vorname, Geburtsdatum und Straftat. So waren wir jetzt also in ihren Augen Spione, Saboteure, Diversanten usw.

Im März 1950 war die Verzweiflung der Leute so angewachsen, dass sich alle fünftausend Häftlinge zum Hungerstreik entschieden.\* Die Fenster wurden aufgerissen, es wurden aus irgendwelchen weissen Lappen Spruchbänder zusammengeschnitten mit dem Hilferuf: «Wir rufen das Internationale Rote Kreuz – wir verhungern!» Wir riefen «Hilfe, Hilfe». Die Bevölkerung von Bautzen hat das auch gehört. Sogar der Westen bekam über herausgeschmuggelte Informationen etwas davon mit. Die VP zog Hundertschaften heran, die mit Gummiknüppel und allen möglichen anderen Schlagwerkzeugen ausgestattet waren. Wir wurden von Saal zu Saal gejagt. Auf dem Flur bekam jeder Häftling mit diesen Gummiknüppeln seine Tracht Prügel. Es gab schwere Verletzungen, besonders im Kopfbereich.

Einige Tage darauf kam eine russische Kommission aus hochrangigen Offizieren. Diese Kommission untersuchte jeden Einzelnen. Man musste den Oberkörper freimachen und wurde gefragt: «Sind Sie geschlagen worden?» Einer dieser hohen Offiziere sagte: «Es wird alles besser hier. Wir versprechen euch, es wird alles besser. Aber schreit nicht mehr. Bleibt ruhig. Wir sorgen dafür, dass alles besser wird.» Wir sind dann auch Monate lang ruhig geblieben, aber die Lage wurde immer schlimmer. Die Rationen wurden von der Volkspolizei noch einmal gekürzt.

## **Verlegung nach Torgau Fort Zinna**

Eines Tages wurde ein Teil der Gefangenen, ca 100 Leute, die an dem Hungerstreik im März 1950 teilgenommen hatten, ausgesondert. Ich wurde aus dem

\* Vgl. zum folgenden auch den Bericht von Kurt Pickel in diesem Heft, S. 11-21.

Saal geholt, kam zuerst noch einmal für sechs Wochen in eine Einzelzelle und dann von da aus Anfang November 1952 nach Torgau. Wir waren schon mit dem Vermerk «Aufsässige» angekündigt worden. Wir kamen hier in der Nacht an, auch wieder nach einem sehr langen Transport und der Empfang war niederschmetternd. Vor dem eigentlichen Tor war eine grosse Menge von Volkspolizisten mit Hunden. Die Hunde bellten, die VP-Leute schrien: «Hier machen wir aus euch richtige Menschen.» Wir bekamen jetzt Häftlingskleidung – eine blaue Drillichgarnitur mit roten Streifen. Ich kam direkt auf eine Isolierzelle, da ich als Aufsässiger aufgrund des Hungerstreiks vorangemeldet war. Ich war dort nicht sehr lange allein. Nach ein paar Wochen kamen drei weitere Häftlinge zu mir und wir lagen dort zu viert auf einer Ein-Mann-Zelle. Am schlimmsten waren diese ständigen Schikanen wie nächtliche Zellendurchsuchungen, weil sie irgendwelche Gegenstände wie Bleistifte, Papier oder Zigaretten suchten.

In Torgau habe ich einen Fall von Wahnsinnigwerden erlebt. In der Nachbarzelle ist einer durchgedreht. Er rief den Posten zu: «Wenn ich hier auf den Knopf drücke, dann starten in Westdeutschland Atombomber und die äschern euren Konsum-Staat ein!» Erst war eine eiserne Stille, nichts rührte sich. Nach einer Stunde rückte ein Kommando an, welches den Mann aus der Zelle geholt hat. Als wir am nächsten Tag zur Freistunde geführt wurden, habe ich Blutspuren auf den Treppen gesehen.

Torgau war in dieser Beziehung ein sehr ausgeklügelter Strafvollzug. In Bautzen konnten wir mit den Russen lachen. Die Russen liessen sich zum Beispiel in Bautzen Sachen stecken, Bilder von den Gefangenen malen und haben die für Brot oder für Wurst eingetauscht. So etwas konnte man mit der Volkspolizei nicht machen. Torgau hat mir durch diese dauernden Anpöbelungen und Schikanen sehr zugesetzt. Bis Torgau wusste meine Mutter nicht, dass ich überhaupt noch lebe und wo ich mich aufhielt. Schreiben konnte ich ihr erst hier.

Am 17. Juni 1953 ging bei uns im ganzen Bau das Licht aus. Es gab kein Licht mehr. Man sagte, dass vor dem Tor eine grosse Menschenmenge stünde. Die nächsten Wochen hat man uns dann mit Samthandschuhen angefasst.

## **Strafvollzug in Brandenburg**

Von Torgau bin ich im Juli 1954 nach Brandenburg verlegt worden. Dort war ich dann die letzten zwei Jahre. Das war ein grosser Schock für mich, denn zu dieser Zeit wurden schon viele Leute entlassen. Brandenburg war damals gegenüber Torgau eine wesentliche Verschlechterung, weil hier alles bis ins Kleinste organisiert war. Die Strafen für kleine Vergehen waren viel härter als in Torgau und es wurde häufiger geschlagen.

Ein ganz besonderes Thema war in allen drei Haftanstalten die Sexualität. Die meisten Leute denken: der ist gefangen, hungern muss er sowieso, was braucht's noch Sexualität? Ich habe erlebt, wie in Bautzen Hochzeiten gefeiert wurden – zwischen Männern. Wenn diese Liebespaare getrennt wurden, weil einer von beiden verlegt wurde, gab es auch dramatische Abschiedsszenen bis hin zum Selbstmord. Die Leute hatten sich so aneinander gewöhnt, dass sie quasi wie ein Ehepaar zusammen auf der Pritsche lebten. Man fragt sich: Wie kann ein Mensch in dieser Situation – trotz Hunger, Entbehrungen, und Schikanen – an sexuelle Befriedigung denken? Aber wenn der Körper schon ganz verfallen und ausgehungert ist, das letzte was stirbt ist die Sexualität. Er kann noch so darniederliegen, sein allerletzter Gedanke ist vielleicht seine Familie. Aber der vorletzte Gedanke ist noch seine Sexualität. Das zeigte sich in Bautzen, ganz besonders in den Sälen. Aber auch in den anderen Haftanstalten hat sich das fortgesetzt. Offiziell wurde das natürlich verheimlicht. Die Betroffenen wurden innerhalb der Gemeinschaft auf den Arm genommen und gehänselt. Man merkte auch, wer die «Frau» sein sollte. Die machten sich dann schöner mit irgendwelchen Hilfsmitteln. Dieses Problem war immer da. Es gab Annäherungsversuche und es gab auch Leute, die damit überhaupt nichts zu tun hatten, die haben sich davon gar nicht beeinflussen lassen. Ich hatte ja auch damals noch keine grossen Erfahrungen, und ich bin heute froh darüber, dass ich die ganze Zeit ziemlich unbeschadet überlebt habe.

## Die Entlassung

Obwohl die Volkspolizei 1950 alle SMT-Verurteilten übernommen hatte, wurde ich in Brandenburg von Russen entlassen. Einer der Wärter sagte: «Putzt eure Schuhe, damit ihr dann ordentlich nach Hause kommt.» Dieser Satz hat in mir ein Gefühl ausgelöst wie bei einem Kind, das gesagt bekommt, «Morgen ist Weihnachten!» Dann kam ein Russe an meine Zellentür: «Kak familija?» Ich sagte: «Sieglers». «Buchstabiere», sagte er und schaute in seine Liste. Dann schlägt er die Tür wieder zu und geht! Was war passiert? Nach der Verhaftung bis zur Verurteilung hat sich der Anfangsbuchstabe meines Namens in den russischen Buchstaben verändert. Einmal wurde er mit «C» und einmal mit «3» geschrieben. Ich ahnte nichts Böses. Es stellte sich heraus, dass in meinen Akten die Buchstaben unterschiedlich benutzt worden waren, so dass es weitere sieben Monate dauerte, bis der nächste Russe kam – diesmal mit dem richtigen Buchstaben.

Ich kam in ein Zimmer und obwohl Stalin schon lange tot war, hing an der Wand eine riesengrosse Fahne und in der Mitte ein ganz grosses Bild von Stalin. Im Raum waren weissgedeckte Tische, und vor mir stand ein väterlich wirkender russischer Offizier mit einer Brust voller Orden. Er sagte: «Sie werden

jetzt entlassen. Sie können sich jetzt hier noch ein paar Tage erholen.» Man zeigte uns dann Filme über Mitschurin, Riesentomaten und Riesenkartoffeln sowie Filme über das sozialistische Deutschland. Wir konnten jeden Tag im Rahmen des Möglichen essen, was wir wollten. Wir schliefen auf weisser Bettwäsche, assen von weissen Tischtüchern, konnten innerhalb der Haftanstalt so lange rausgehen wie wir wollten. Jeder erhielt einen Zivilanzug; ich bekam ein rostfarbenes Sakko, eine passende Hose, ein Oberhemd und eine Krawatte sowie Unterwäsche. Der alte Offizier fragte: «Was machen Sie jetzt, wenn Sie frei sind?» Alle haben natürlich gesagt: «Wir bleiben in der Deutschen Demokratischen Republik und werden arbeiten.» Viele sind auch im Osten geblieben, weil sie hier zu Hause waren. Die anderen, die das nicht vorhatten, haben natürlich auch gesagt: «Wir bleiben hier.» Und da sagte der Offizier: «Ich gebe Ihnen etwas auf den Weg. Wenn Sie nach Westdeutschland gehen, dann sehen wir uns bald wieder. Ich warne Sie! Bleiben Sie hier in der Deutschen Demokratischen Republik und werden Sie ein ordentlicher Mensch.» Dann passierte etwas, was ich nie verstanden habe: Er hat sich von jedem Einzelnen – wir waren nicht viele an diesem Tag, vielleicht zwölf Personen – mit Handschlag verabschiedet.

Am 10. September 1956 sind wir dann von Zivilisten bis zum Bahnhof nach Brandenburg gebracht worden. Auf dem Bahnhof gab es eine Kaffeebude. Wir bestellten uns alle einen Kaffee und bezahlten mit zehn oder zwanzig DDR-Mark. «Ja, wie soll ich das denn wechseln? Haben Sie kein Kleingeld?» – «Nein.» Eine Frau, die etwas abseits stand, sagte: «Ich übernehme den Kaffee. Ich bezahle.» Sie hat wohl gesehen, dass wir mit der Glatze aus Brandenburg kamen. Als der Zug eingefahren war, stiegen die zivilen Leute noch mit ein und sind bis nach Leipzig mitgefahren. Dort haben sie sich von uns getrennt, und jeder nahm jetzt seinen Zug in seine Heimatstadt.

## Flucht in den Westen

Ich bin am 10. September 1956 entlassen worden und am 26. September war ich dann schon in Westberlin! Meine Schwester wollte unbedingt mit mir mitfahren. Ich bin noch auf das Bürgermeisteramt in Coswig gegangen und habe um eine Arbeit angehalten. Da hat man mir gesagt: «Arbeit haben wir nicht.» So frank und frei: «Arbeit haben wir nicht!» Eine Frau hat mich zum Bürgermeister in die obere Etage geschickt. Er war ein weisshaariger alter Herr, und er sagte dasselbe: «Arbeit kann ich Ihnen nicht verschaffen. Aber ich wünsche Ihnen für die Zukunft alles Gute.» Gleichzeitig drückte er mir dreihundert Ostmark in die Hand. 1956 war das viel Geld. Er hat sich von mir verabschiedet und ich nehme an, dass er ein alter, ehrlicher Kommunist war, der wusste, was einem Menschen in dieser Zeit politisch widerfahren kann. Er hat Mitgefühl gezeigt und mir die dreihundert Mark im guten Glauben gegeben, dass ich die

für eine Fahrt nach Westdeutschland verwende. Schliesslich bin ich mit meiner Schwester nach Cottbus gefahren, um mein Versprechen gegenüber einem Mithäftling einzulösen, seine Frau zu besuchen. Ich habe die Grüsse ausgerichtet und wir sind noch in derselben Nacht von Cottbus nach Berlin gefahren.

Die Züge wurden an der DDR-Grenze nach Westberlin gestoppt und es kamen viele Kontrollen von der Volkspolizei, Kontrollen von der russischen Militärpolizei, Kontrollen vom Staatssicherheitsdienst. Bei uns kam ein Volkspolizist. Mein Ausweis war zehn Tage alt, noch mit Glatze. Der Polizist sagte: «Zeigen Sie mal Ihre Papiere! Wo wollen Sie hin?» – «Nach Potsdam.» Ich hatte Potsdam nie gesehen. Ich wusste nur, dass man sämtliche Sektoren durchfahren musste, wenn man nach Potsdam wollte. «Ja, wer lebt denn in Potsdam?» – «Unsere Tante.» Der Polizist besah sich die Pässe und musterte uns. In diesem Moment kam ein anderer Polizeivorgesetzter in die Waggontür und sagte: «Genosse Krause, ist da was nicht in Ordnung?» Er drehte sich um, guckte uns an und sagte: «Alles in Ordnung!» Er gab uns die Ausweise wieder und sagte: «Kommen Sie gut an.»

In Marienfelde im Notaufnahmelaager ging alles sehr schnell, dort waren der amerikanische, der englische, der französische und der deutsche Geheimdienst. Da alles in Ordnung war, bekamen wir bald die Ausreise nach Westdeutschland genehmigt. Über Hannover ging es mit einem Nachtzug nach Emden, und von dort zur Insel Borkum. Ich habe dann schnell einen Arbeitsplatz in Schwerte in Nordrhein-Westfalen gefunden und habe mich so ganz langsam in das zivile Leben in der Bundesrepublik eingelebt. Ich bekam dann noch ein paar Monate Übergangsgeld, aber ich war vom ersten Tag an darauf bedacht, zu arbeiten. Ich hab auch bis zu meinem fünfundsechzigsten Lebensjahr gearbeitet. Zuletzt war ich bei der Stadtverwaltung Zülzig Museumsleiter und Archivar. Ich bin zum zweiten Mal verheiratet. Mit meiner jetzigen Frau bin ich seit zehn Jahren verheiratet. Wir haben eine neunjährige Tochter.

Heute, nach all den Jahren, weiss ich, dass mein Leben praktisch gar nicht stattgefunden hatte. Ich habe nicht gelebt, ich habe dahingevegetiert. Die erste Begegnung mit einer Frau war etwas so Unvorstellbares für mich. Das war wie ein Wesen, das für mich gar nicht existent war. Wenn ich Filme gesehen habe, wo Frauen mitgewirkt haben, hab ich immer gesagt: der kann gar nicht gut sein, wenn eine Frau mitspielt. Diese Männergesellschaft während der ganzen Jahre hat mich so geprägt, dass ich praktisch den innerlichen Kontakt zum anderen Geschlecht ganz verloren hatte. Das hat sich jahrelang gehalten. Deshalb ist wohl auch meine erste Ehe wieder geschieden worden. Ich habe später zu Hause Angstträume gehabt; ich lag mehr unterm Bett als darin.



ГЕНЕРАЛЬНАЯ ПРОКУРАТУРА  
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

ГЛАВНОЕ УПРАВЛЕНИЕ ПО НАДЗОРУ  
ЗА ИСПОЛНЕНИЕМ ЗАКОНОВ  
В ВООРУЖЕННЫХ СИЛАХ

« 4 » \_\_\_\_\_ марта 1994 г.  
№ \_\_\_\_\_ Зув-154-94  
103160. г. Москва. К-160

СПРАВКА

/о реабилитации/

Выдана в том, что гражданин Германии Зиглер Георг, 1928 года рождения, уроженец г.Дандига, 9 августа 1949 г. необоснованно арестован и осужден 31 августа 1949 г. по ст.58-6, ч.1 УК РСФСР к 25 годам лишения свободы в ИТЛ, без конфискации имущества за отсутствием такового.

Постановлением Комиссии по рассмотрению дел на осужденных, отбывавших наказание в лагерях и тюрьмах на территории ГДР, от 24 июня 1955 г. Зиглеру снижено наказание до 8 лет лишения свободы в ИТЛ.

В соответствии со ст.3 Закона Российской Федерации "О реабилитации жертв политических репрессий" от 18 октября 1991 г. Зиглер Георг реабилитирован.

Старший военный  
отдела реабил.



Н.С.Власенко

Abb. 4: Rehabilitierungsbescheid der Russischen Militärstaatsanwaltschaft für Georg Siegler

## BEGLAUBIGTE ÜBERSETZUNG AUS DEM RUSSISCHEN

Wappen der Russischen Föderation  
Generalstaatsanwaltschaft der  
Russ. Föderation  
Hauptverwaltung für Überwachung der Gesetzz Einhaltung  
bei den Streitkräften  
103160 Moskau, K-160, den 04. März 1994. Nr. Suw-154-94

### REHABILITIERUNGSBESCHEINIGUNG

Hiermit wird bescheinigt, daß der Bürger Deutschlands, S I E G L E R, Georg, geb. 1928 in Danzig, am 09. August 1949 ohne Begründung verhaftet und nach Art. 58-6 Teil 1 StGB RSFSR zu 25 Jahren Freiheitsentzug in einem Arbeits- und Erziehungslager ohne Eigentumsbeschlagnahme, da es an solchem mangelte, verurteilt wurde.

Auf Beschluß der Kommission zur Untersuchung der Akten von Verurteilten, die ihre Strafe in Lagern und Gefängnissen der DDR verbüßten, erging am 24. Juni 1955 für SIEGLER eine Strafermäßigung auf 8 Jahre Freiheitsentzug in einem Arbeits- und Erziehungslager.

Entsprechend Art. 3 Gesetz der Russ. Föderation "Über Rehabilitierung von Opfern politischer Repressalien" vom 18. Oktober 1991 ist SIEGLER, Georg, rehabilitiert.

Militär-Oberstaatsanwalt der  
Abt. Rehabilitierung; gez. Unterschrift - N. S. Wlaßenko -  
Siegelabdruck der Generalstaatsanwaltschaft.

Die Richtigkeit und Vollständigkeit vorstehender Übersetzung aus der russischen Sprache wird bescheinigt.  
53881 Euskirchen, Reichsstr. 2, den 25. Oktober 1996

*Winkler*

Für den Bezirk des Oberlandesgerichts Köln ermächtigter Übersetzer. 3162 - 950.



Abb. 5: Beglaubigte Übersetzung der Rehabilitierungsbescheinigung

Horst Heinze

## Die Flucht. Aus einem Bericht

*Horst Heinze wurde am 19. Juni 1926 in Leipzig geboren. Er besuchte in Potsdam und Brandenburg das Gymnasium und machte 1943 sein Notabitur. Nach der Schule folgten Reichsarbeitsdienst und Luftwaffenschule, wo er zum Flakhelfer ausgebildet wurde. 1946 wurde Heinze verhaftet und durch ein sowjetisches Militärtribunal wegen Verleumdung der Sowjetarmee und vermeintlicher «Werwolf»-Tätigkeit zu langjähriger Lagerhaft verurteilt. Anfang Mai 1949 gelang ihm mit zwei anderen Mitgefangenen die spektakuläre Flucht aus dem Speziallager Bautzen, die in dem nachfolgenden Bericht beschrieben ist Die geflohenen Bautzen-Häftlinge Heinze, Mittmann und Förster gelangten unter äusserst dramatischen Umständen über tschechisches Gebiet in den Westen, nach Bayern.*

*Heinze begann nach 1949 ein Psychologie-Studium an den Universitäten Tübingen und Berkeley im US-Bundesstaat Kalifornien, wo er auch promovierte. Nach dem Ende der SED-Herrschaft in der DDR legte er seine hier leicht gekürzten Erinnerungen an die dramatische Flucht aus Bautzen schriftlich nieder. Er lebt heute in der Nähe von San Francisco, USA.*

Die Vorbereitungen erstreckten sich über nahezu ein dreiviertel Jahr. Dabei war die Aufgabe doch recht einfach zu lösen. Man brauchte nur das Gitter durchzusägen, sich vom vierten Stock abzuseilen und den erleuchteten Hof zu überqueren. Nun waren noch zwei Stacheldrahtzäune zu überwinden, von denen der innere elektrisch geladen war. Als letztes war noch die vier Meter hohe Mauer zu überklettern, der Freiheit stand nichts mehr im Wege. Diese kurze Einleitung soll zeigen, wie die Flucht geplant war und welche Probleme zu lösen waren, um sie zu ermöglichen.

### Die Vorbereitungen

Ernst Mittmann, der Kopf des Unternehmens, hatte eines Tages die Toilettenspülanlage unbrauchbar gemacht. Der angeforderte Klempner, ein Internierter, kam in Begleitung eines Wachtpostens, um den Schaden zu beheben. Es gelang Mittmann, durch Hinweis auf weitere Mängel, die Aufmerksamkeit der beiden so abzulenken, dass es ihm möglich wurde, den Werkzeugkasten zu durchsuchen. Mit einer Gewandtheit, die einem Magier zur Ehre gereicht hätte, fischte er ein abgebrochenes Metallsägeblatt heraus und liess es verschwinden. Nun bestand noch die Gefahr, dass der Verlust bemerkt werden könnte. Die Folgen waren unabsehbar, die Liste der möglichen Schikanen schier endlos. Jedoch, es tat sich nichts.

Der nächste Schritt, an dem Förster und ich beteiligt waren, erfolgte ein wenig später. Zu Beginn des sogenannten Freigangs, als die Saalbelegschaft unter ordinärstem «Dawai, dawai»-Geschrei der Posten die oberste Saaltreppe heruntergetrieben wurde, verursachten wir drei durch absichtliches Ausrutschen und Hinstürzen ein ziemliches Durcheinander. Mittmann tat so, als habe er sich verletzt, stöhnte laut und bewegte sich unter vorgetäuschten starken Schmerzen rhythmisch hin und her. Wir beiden anderen warfen uns über ihn und simulierten ebenfalls starke Schmerzen. Das ganze Getue diente dem Zweck, das äussere Ende der vorderen Stahlkante des Linoleum-Treppenbelages am ersten Schraubenloch abzubrechen, was ihm schliesslich auch gelang. Es hat Monate gedauert, bis diese etwa 20 cm lange Stahlkante mittels eines Stücks Ziegelstein messerscharf geschliffen war. Selbstverständlich mussten Säge und Messer unauffällig verborgen werden, anfangs im Wasserkasten der Spülanlage, später dann in den Toiletten selbst.

Wesentlich schwieriger hingegen war die Beschaffung und Aufbewahrung des «Seils». Wir hatten unsere kargen Brotrationen für Handtuch-, Hemden- und Bettlakenreste eingetauscht. Diese wurden in passende Streifen gerissen und verknotet. Ein bisschen half es uns, dass Mittmann und Förster im Arbeitskommando tätig waren. Sie konnten den ihnen zustehenden Nachschlag für den Handel einsetzen. Dieses Seil, zu einer Art flachem Kopfkissen zusammengerollt, wurde von Förster gehütet. Er hatte die Aufgabe, es bei überraschenden Kontrollen und vor allzu neugierigen Mitgefangenen zu verbergen. Anlässlich einer Filzung der «Baron von Ruttke-Kollaborateure»\* unter Russenaufsicht wurde es unter den denkbar riskantesten Bedingungen unterhalb der Schlafpritschen, auf fast unerklärliche Weise unbemerkt auf die bereits kontrollierte Seite gerollt. Ein wahrhaft haarsträubender Moment!

Neben mehreren anderen kristallisierten sich bald im Wesentlichen zwei Fluchtpläne heraus. Der eine beruhte generell auf einem Überraschungseffekt. Sämtliche Zäune, einschliesslich des unter Hochspannung stehenden, sollten sozusagen im «Sturm» überwunden werden. Das sollte unter Zuhilfenahme eines längeren Abschnitts des niedrigen Zaunes erfolgen, der den von den Russen angelegten Gemüsegarten begrenzte. Der andere Plan, der meinen eigenen Überlegungen entsprach, hing von der reichlich ungewissen Erwartung ab, die Bewässerungsrohre würden sich an geeigneter Stelle auseinanderschrauben lassen. Vom Dach einer den Sperrzonen nahestehenden Baracke sollte das Rohr auf einen ausserhalb der Mauer stehenden Baum geschoben werden. Das Geäst eines neben dieser Baracke stehenden Baumes hätte vollen Sichtschutz gewährt. Um ein zu starkes Durchbiegen beim Hinüberhängeln zu verhindern, hätte das Rohr jedoch noch mit einem Sicherheitsseil abgefangen werden müssen.

\* Vgl. Bericht von Kurt Pickel in diesem Heft, S. 11-22.

Beide Pläne scheiterten dann sowohl an der Unlösbarkeit der Rohrverbindungen ohne Werkzeug als auch an dem unerwartet grossen Gewicht der regenassen Zaunsektionen. Ausserdem gelang es auch nicht, den Leitungsdraht der Hofbeleuchtung hinter den Isolatoren durchzutrennen. Er sollte nach gelungenem Abstieg in den Hof vom Lichtmast abgerissen werden und als Abfangeil für den Rohrübergang dienen. Die Hofbeleuchtung hatte Mittmann ausgeschaltet, indem er die Leitung an der Wand mit dem Messer durchtrennte.

Wir hatten gehofft, dass ein Nebel aus dem Spree-Tal unser Vorhaben begünstigen würde. In den vergangenen Jahren konnten wir dicke, undurchdringliche Frühjahrsnebel beobachten. Leider blieben sie diesmal aus. Nun zog plötzlich eine neue Gefahr herauf, die unser Unternehmen todsicher scheitern lassen musste. Die Mauerkrone wurde zusätzlich mit Stacheldraht gesichert. Die Arbeiten näherten sich unaufhaltsam der vorgesehenen Ausbruchsstelle. Nun musste schnell gehandelt werden. Die Nacht vom 8. zum 9. Mai schien uns günstig zu sein. Hofften wir doch, die Wachtposten würden vom Siegeswodka benebelt ein bisschen weniger aufmerksam sein.

Doch am Tage des geplanten Ausbruchs kulminierten die Ereignisse auf höchst unerwartete Weise. Es kam zu einer fast unerträglichen emotionalen Überbelastung meines Nervensystems. Von einem Mitgefangenen, Arzt und Kollege meines Vaters, dem ich persönlich sehr verbunden war, war bei mir die fatale Diagnose gestellt worden: Tbc. Ferner trugen die relative Aussichtslosigkeit unseres Fluchtversuchs sowie die damit verbundenen Todesängste nicht gerade dazu bei, meine Stimmung zu heben. Zu allem Überfluss wurde nun auch noch Mittmann am späten Vormittag zur Vernehmung geholt, was nach erfolgter Verurteilung normalerweise äusserst selten vorkam. Sowohl Förster als auch ich waren geradezu starr vor Entsetzen. Nur, wer einmal selbst derart unmenschlichen Bedingungen ausgesetzt war, unter denen jede Vertraulichkeit zum Nächsten höchst riskant und lebensgefährlich sein konnte, kann ermessen, mit welchen, kaum mehr zu ertragenden Zusatzängsten wir zu kämpfen hatten. War gar der Initiator unserer Pläne ein Spitzel und Kollaborateur? War er beauftragt, mich endgültig ins Verderben zu stürzen? War er etwa in allerletzter Minute schwach geworden und versuchte, auf unsere Kosten seine Haut zu retten? Oder waren wir von anderen beobachtet und verraten worden? Würden wir nach seiner Vernehmung und womöglich erpresstem Geständnis nun auch geholt? Wir rechneten jede Minute damit. Diese endlosen Stunden des Wartens gehörten mit zu den unerträglichsten Erfahrungen meines, bis dahin nicht gerade als glücklich einzuschätzenden Lebens. Als Mittmann dann endlich in den frühen Nachmittagsstunden ohne körperliche Merkmale, wie es schien, zurückgebracht wurde, versicherte er uns, er sei lediglich wegen einer früheren Aussage über einen Mitarbeiter befragt worden. Fünf Stunden lang? Das erschien uns beiden zunächst höchst ungläub-

würdig. Unsere Verdachtsmomente liessen sich so einfach nicht bagatellisieren und verdrängen. Wir erwarteten nach wie vor das Schlimmste.

Doch dann geschah das ganz und gar Unerwartete, das ebenso Unerhörte wie Unglaubliche. Wären da nicht Zeugen, ich hätte die allergrössten Bedenken, das Folgende zu Papier zu bringen. Es schien für eine zutreffende Beurteilung der weiteren psychischen Dynamik nachfolgender Ereignisse von ausschlaggebender Bedeutung zu sein. Nicht nur für mich allein! Ich will alle Bedenken zurückstellen und mich bemühen, diesen seltsamen Vorfall so sachlich wie nur möglich darzustellen. Man muss dazu vorausschicken, dass es nahezu ausgeschlossen ist, dem Unkundigen die in den sowjetischen Lagern vorherrschenden hygienischen Verhältnisse auch nur einigermassen zutreffend zu schildern. Es genügt, darauf hinzuweisen, dass sie völlig unzureichend waren. Für mehr als vierhundert Gefangene gab es nur wenige Toiletten. Das Wasser floss nur sporadisch und vermochte nicht, Kot und Urin ordentlich wegzuspülen. Körperliche Gebrechlichkeit und depressive Gleichgültigkeit vieler kranker und älterer Gefangener kamen noch hinzu. Urinlachen vor der geteerten Rinne zeugten davon. Nun war als neueste sanitäre Errungenschaft, zum erstenmal seit meiner Verhaftung, Toilettenpapier von unseren sowjetischen «Betreuern» zur Verfügung gestellt worden. Es stammte aus Beständen der ehemaligen Gefängniskapelle und bestand aus auseinandergerissenen Bibeln und Gesangbüchern. Sie wurden je nach ethischer Veranlagung und spezifischer Charakterologie der Häftlinge, entweder für die von den Spendern beabsichtigten Zwecke oder aber, selten genug, als kostbare Schätze, Kleinode psychischer Erbauung, also als unerhört wertvolle Lektüre nach Jahren des totalen Entzuges aller Schreib- und Lesemöglichkeiten benutzt. Und partout an diesem, nahezu bis zur völligen Unverträglichkeit gespannten Nachmittag, fand ich einen uringetränkten Papierfetzen, auf dem gerade noch der dreissigste Vers des achtzehnten Psalms zu erkennen war:

«Mit Dir kann ich Kriegsvolk zerschlagen  
und mit meinem Gott über die Mauer springen.»

Wie benommen starrte ich darauf, unschlüssig, was ich davon zu halten hätte. Ich glaubte Halluzinationen zu haben, was unter den bereits beschriebenen Umständen nicht weiter verwunderlich gewesen wäre. Um auch ja ganz sicher zu sein, nahm ich meinen Fund – trotz allem Ekel – aus seinem flüssigen Element, legte ihn zum Trocknen aus und zeigte ihn schliesslich meinen beiden Fluchtbegleitern sowie einem äusserst vertrauenswürdigem Pritschennachbarn, zu dem ich, was ungewöhnlich war, Zutrauen gefasst hatte. Ich versuchte ihn zu bewegen, an der Flucht, in die er eingeweiht war, teilzunehmen. Dies wären nun meine besagten Zeugen eines für mich ans Wunderbare grenzenden «Zufalls». Die seelische Wirkung auf mich war überwältigend. Ob dieser

Fund auch meine beiden Fluchtgenossen ebenso beeindruckt hat, kann ich natürlich nicht mit Bestimmtheit sagen. Mittmann bestätigte mir später einmal, dass es ihn gleichermassen berührt und innerlich aufgebaut habe. Er glaubte mir nur nicht so ganz die Umstände des Auffindens, ausgerechnet zu diesem kritischen Zeitpunkt. Er meinte etwas reichlich sarkastisch, ich hätte da wohl, wie er sich ausdrückte, «ein wenig nachgeholfen». Kurz, für mich war dies das entscheidende Erlebnis überhaupt, das mir unzweifelhaft Mut und Energie für die darauffolgende Nacht gab. Ich bin mir absolut sicher, dass ich es anderweitig unmöglich, allein schon meines erbarmungswürdigen gesundheitlichen Zustandes wegen, geschafft hätte. Mittmann und Förster, als Mitglieder des sogenannten Arbeitskommandos, im Genuss beträchtlicher Zusatzverpflegung allein schon als Essenkübel-Träger, waren unvergleichlich besser dran.

## Der Ausbruch

Die Reihenfolge des Ausbruchs ist bald berichtet. Mittmann, auch als Reiniger des Toilettenraumes eingesetzt, hatte in monatelanger Kleinarbeit, in voller Sicht der Aussenposten auf der Mauer, mühsam das Gitter durchgesägt. Wegen der häufigen Kontrollen selbstverständlich endgültig erst am letzten Tag. Die Schnittstelle wurde mit einem Gemisch aus Staub und Teer aus der bewussten Rinne unauffällig versiegelt. An diesem Abend nun hatte ich vorsichtshalber dort die Nachtwache übernommen. Diese angeordnete Massnahme sollte in der Hauptsache Selbstmorde verhindern, die den an Tuberkulose dahinsiechenden und den Verhungerten von den Russen wohl zugetraut wurden. Meine Aufgabe war es, niemanden während des Ausbruchs ins Pissoir zu lassen. Mittmann, der Stärkere, war dann auch der erste, der gegen 22.30 Uhr den sicherlich nicht ungefährlichen Sprung zum Nebenfenster wagte. Ich selbst, als der unvergleichlich Schwächere, folgte, gehalten und geholfen von Förster, dem wiederum Mittmann nach meinem Überwechseln, von der Sicherheit des nächsten Fenstergitters aus, Halt gewährte. Förster hatte sich das «Kopfkissen» umgehängt, das wir dann sogleich nach unten rollen liessen. Dieses zusammengestückelte «Seil» hatte die mühselig errechnete und unbedingt benötigte doppelte Länge. Dadurch sollte es verstärkt und nach dem Abstieg heruntergezogen werden, damit es vom Posten nicht etwa bemerkt würde. Es reichte jedoch nur bis zur zweiten Etage. Beim Herabziehen blieb ein Knoten oben zwischen den Gittern hängen, so dass Förster noch einmal hinauf musste, um ihn frei zu machen.

Vor dem Abstieg aus dem vierten Stock aber bewies Mittmann ein solches Mass an Tollkühnheit, dass er meine allergrösste Hochachtung erwarb. Von uns beiden gehalten, so gut dies unter den gegebenen Umständen gerade noch möglich war, liess er sich auf die in halber Höhe zwischen zwei Etappen ange-

brachten Porzellanisolatoren hinunter und durchtrennte den starken Kupferdraht, der die Hofbeleuchtung versorgte. Dazu benutzte er das nur mit einem Lappen umwickelte Messer. Dieser Abschaltung und der dadurch erreichten Verdunkelung verdanken wir wohl hauptsächlich den Erfolg unseres im Grunde wahnwitzigen, ja geradezu selbstmörderischen Unternehmens. Zwar blieb dieser Hofraum noch immer durch andere abseitsstehende Lichtquellen schwach beleuchtet, doch konnten wir nun weitaus unauffälliger operieren. Unsere Beobachtungen über längere Zeit hatten uns davon überzeugt, dass eine Reparatur erst am nächsten Tag erfolgen würde.

Dieser erste Erfolg schlug aber bald in eiskaltes Entsetzen um, als wir beim Passieren des darunterliegenden Fensters durchdringende Machorka-, Wodka- und Schweissgerüche in die Nasen bekamen. In dem dahinterliegenden Raum schliefen die wachfreien Soldaten. Wir verhielten uns natürlich so geräuschlos wie möglich, machten aber auch im untersten Stock die gleiche Erfahrung noch einmal. Schliesslich waren wir auf festem Boden. Nach dem vergeblichen Versuch, die für unsere Absichten erforderliche Länge an Wasserrohr zu lösen, mussten wir bald ziemlich ratlos einsehen, dass beide Pläne sich als undurchführbar erwiesen. Die Rohre liessen sich ohne entsprechendes Werkzeug nicht abschrauben, der Lampendraht sich nicht vom Lichtmast herunterreissen und die regennassen Zaunsegmente konnten auch nicht in genügender Anzahl abgetrennt werden, um die alle Hürden überbrückende «Sturmleiter» zu bauen. Es blieb also gar nichts weiter übrig, als sowohl den äusseren, weniger hohen Stacheldrahtzaun, vor allen aber auch – und wer wäre davor nicht zurückgeschreckt – den Hochspannungszaun, anders als geplant, zu überwinden. Ob Minen verlegt waren, wie gelegentlich behauptet wurde, oder scharfe Wachhunde Zugang zur Zone unterhalb der Mauer hatten, liess sich nicht mit Bestimmtheit feststellen. Diese Befürchtungen aber gaben Anlass, rasch umzudenken.

Als einziges Hilfsmittel standen uns lediglich zwei der etwa zwei Meter langen Zaunfelder zur Verfügung. Es waren die einzigen, die sich relativ einfach und ohne die Aufmerksamkeit der Posten zu erregen, hatten entfernen lassen. Man bedenke: das alles spielte sich in unmittelbarer Nähe der Posten in den Starkästen ab.

Der erste Zaun liess sich an einem der Betonpfähle, trotz leichter Verletzungen an den Händen, recht gut überwinden. Der Elektrozaun hingegen bereitete uns grössere Sorgen. Es war damit zu rechnen, dass er unter Spannung stand, was sich auch bald als zutreffend herausstellte. Die beiden Zaunteile waren durch den Regen viel zu feucht und ohne Isolationsmöglichkeit. So blieb nichts weiter übrig, als auf dem regennassen Boden liegend, den Zaun mit Hilfe des Messers zu unterwühlen. Dabei hofften wir vage, auf keine unterirdischen Sicherungen zu stossen. Unter den Gefangenen kursierten Gerüchte, diese Sicherheitszone sei vermint. Das erwies sich gottlob als unzutreffend. Auch die

gefürchteten Wachhunde hatten offenbar keinen Zugang. Dennoch soll am Rande vermerkt werden, dass ein früherer Fluchtversuch damit endete, dass die gestellten Flüchtlinge von Hunden zerrissen wurden.

Rückblickend vermute ich, dass wir beim Graben, uns gegenseitig abwechselnd, viel Zeit verloren haben. Während der Ablösung der Posten geriet Förster mit dem rechten Bein in Berührung mit dem unteren Draht. Glücklicherweise konnte ich, neben ihm liegend, dieses mit meinem Fuss herunterschlagen. Der elektrische Schlag war so stark, dass er einige Minuten wie benommen war. Als wir uns nach Monaten in der Freiheit wiederfanden, und die Erfahrungen und Ereignisse ins Gedächtnis riefen, gewann ich den Eindruck, dass er sich – wohl infolge des erheblichen psychischen Schocks – nicht mehr so recht daran erinnern konnte.

Während dieser elenden Schufferei erfolgte der Postenwechsel auf der Mauer über uns. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten wir den Wortwechsel der beiden Posten bei der Wachübergabe. Wir hatten unseren Fluchtplan darauf aufgebaut, dass sie anlässlich ihrer Siegesfeier im Wodkarausch weniger gefährlich sein würden. Zu unserem Entsetzen merkten wir aber, dass sie ganz nüchtern miteinander redeten. Von Alkoholeinfluss war jedenfalls nichts zu spüren. Nach dem Hochspannungsschock traf mich so etwas wie der eigentliche Schock meines Lebens, als einer der Posten laut und unmissverständlich zu zählen begann: «ras, dwa, tri...» Unser letztes Sekündchen schien geschlagen zu haben. Ich krampfte mich, genau wie damals unter Beschuss an der Front, zusammen und erwartete den Einschlag der Geschosse und das hoffentlich schnelle Ende meines vergleichsweise kurzen irdischen Daseins. Doch nichts dergleichen geschah. Wir blieben noch einige Minuten wie erstarrt liegen, krochen lautlos durch den rasch erweiterten Durchschlupf und zogen die Zaunfelder unter grösster Vorsicht nach. Dabei durften die Drähte nicht berührt werden. Das war bei der flachen Mulde mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Als auch das geschafft war, hockten wir mm endlich erst einmal im Schatten der vor uns unüberwindlich hoch wirkenden Ziegelmauer. Mit einem Zaunfeld allein hätten wir nicht einmal die halbe Höhe der Mauer erreichen können. Nur gut, dass wir auch das zweite mitgeschleppt hatten. Nach kurzer Überlegung kam mir der rettende Einfall. Die Zaunlatten beider Felder hatten den gleichen Abstand, passten also ineinander. Mittels meines Schals verbanden wir sie zu einer Leiter, die zwar noch immer nicht bis zur Mauerkrone reichte, sie aber auf der letzten Sprosse stehend «begreiflich» machte. Es gehörte Mut und Entschlossenheit in gehöriger Masse dazu, sich an der Wand freistehend empor zu schieben. Mittmann war als erster oben. Quer über der Mauerkrone liegend, zog er uns hinauf. Das war nötig, hatten doch die Anstrengungen und die erlittenen Schocks nicht nur psychisch, sondern auch physisch meine letzten Kräfte fast verbraucht. Auch Förster schien begreiflicherweise stark angeschlagen. Die Rückseite der Mauer war zu unserer grossen Erleichte-

rung etwas einfacher zu überwinden. Die Stützpfeiler verbreiterten sich stufenartig nach unten. So gab es keine weiteren Schwierigkeiten. Oben auf der Mauer waren wir noch einmal in grösster Gefahr, entdeckt zu werden. Wir hockten zwischen zwei Starkkästen auf gleicher Höhe wie diese und im vollen Sichtbereich der Posten. Wie leicht hätte uns einer bemerken können. Es war kein angenehmes Gefühl. Als weiterer Glücksfall erwies sich, dass in dem etwa zweieinhalb Meter hohen Bretterzaun, der das Gelände zur Strasse abgrenzte und von dessen Vorhandensein wir nichts wussten, ein Tor offenstand. So erreichten wir ohne weitere Schwierigkeiten die Strasse. Unter Freudentränen umarmten wir uns, einen Augenblick vergessend, was die nähere Zukunft bringen werde.

### Auf dem Weg nach Eger

Mein Zustand war inzwischen bedenklich geworden. Doch blieb mir ja keine andere Wahl. Ich musste einfach so gut es ging auch weiterhin durchhalten. Bald hatten wir eine Hauptstrasse erreicht und hörten in der Ferne eine Kirchturmuhren viermal schlagen. Da erfasste uns ein neuer Schrecken. Auf menschenleerer Strasse kam uns eine Polizeistreife entgegen. Wenigstens waren diese drei Volkspolizisten offensichtlich stark angetrunken. Mittmann reagierte blitzschnell und spielte den gröhlenden und lallenden Betrunknen. Wir schlossen uns seinem Verhalten sofort an. Die Vopos winkten uns verständnisvoll zu und liessen uns weiterziehen.

Um ähnlichen unliebsamen Begegnungen aus dem Weg zu gehen, führte uns Mittmann auf Umwegen durch Nebenstrassen und Schrebergärten aus der Stadt. Er kannte sich sehr genau aus. Schliesslich erreichten wir über Feldwege waldiges Gelände und nach mehreren Stunden anstrengenden Laufens die Nähe eines Dorfes.

Inzwischen war es hell geworden. Ein wunderschöner Tag kündigte sich an. Die Luft war erfüllt von Frühlingsdüften und Vogelgesang. Von fern klang sonntägliches Glockengeläut zu uns herüber. Ein Gefühl erwachte in mir, das mich an ähnliche Momente erinnerte, die ich in lange vergangenen Jugendtagen erlebt hatte. Viel zu schön für uns «Schwerverbrecher» und nun gleichsam ins Mystische verklärt. Hahnenschrei und bald auch Stimmen freier, fröhlicher Menschen drangen in unser Versteck herüber. Hier, in der Nähe des Dorfes, hatte uns Mittmann zurückgelassen. Er hatte dort Verwandte oder Bekannte, die er aufsuchen wollte. Ungeduldig warteten wir auf seine Rückkehr. Als er endlich kam, brachte er einen Laib Brot, ein richtiges Messer und eine Landkarte mit. Er teilte uns mit, dass nach uns gefahndet werde. Wir hatten keine Minute zu verlieren.

Es lag nahe, sich auf direktem Wege nach Westberlin durchzuschlagen. Doch das wäre, wie es sich später mit Gewissheit herausstellte, unser sicheres Ende gewesen. Die Kontrollen auf den Wegen dorthin waren lückenlos. Unsere von Anfang an beschlossene Absicht war daher, uns durch das Gebiet der Tschechoslowakischen Republik nach Bayern durchzuschlagen. Durch die Vertreibung der sudetendeutschen Bevölkerung war diese Gegend weithin unbewohnt. So unsere, sich als richtig erweisende Annahme. Der wesentlich weitere Weg berechtigte immerhin zu der Hoffnung, der sowjetischen Grossfahndung zu entgehen. So machten wir uns nach dieser kurzen, für mich so nötigen Rast alsbald wieder auf den Weg in südliche Richtung. Dabei mieden wir Siedlungen und suchten, soweit wie möglich durch Wälder gedeckt, noch vor Abend die tschechische Grenze zu erreichen.

Von den Höhenzügen aus konnten wir unverkennbare Suchaktivitäten erkennen. Auf den Strassen, die wir einsehen konnten, flitzten sowjetische Militärfahrzeuge hin und her. Später erfuhr ich von einem Kraftfahrer, dass er auf dem Weg von Dresden nach Zittau mehr als zwanzig Mal kontrolliert worden sei. Dass wir die Grenze überschritten hatten, erkannten wir daran, dass der durchforstete und nahezu bis zum letzten Zweig Unterholz gelichtete Wald plötzlich in mitunter undurchdringliches Gestrüpp überging. Wir mussten also auf der tschechischen Seite sein. Nun fühlten wir uns erst einmal erleichtert und im dichten Gestrüpp geborgen.

Vor Einbruch völliger Dunkelheit erreichten wir den Ortsrand eines offensichtlich verlassenem und verfallenen sudetendeutschen Dorfes. Dort stiessen wir auf ein Jagdhaus, das im völligen Gegensatz zu seiner Umgebung gut erhalten war. Wiederum war es Mittmann, der den perfekten Einbruch ermöglichte. Diese Hütte war ausgestattet mit allem, was man sich in unserer Lage nur hätte erträumen können. Da gab es zunächst einmal die verschiedensten Nahrungsmittel von denen wir Verhungernden bisher nur schwärmen und uns gegenseitig den Mund wässrig machen konnten. Von kanadischem Pferdefleisch in grossen Büchsen, über Butter, Schmalz, Schinken, Dauerwurst, Ölsardinen, Honig, Trockenobst, Makkaroni bis hin zu vielen anderen kulinarischen Genüssen war alles in reichlichem Masse vorhanden. Im Vergleich zu den fauligen, wässrigen Kohlsuppen in den Kellern des NKWD oder im «Gelben Elend» waren das hier auserlesene Köstlichkeiten. Kurz, im Schutze der inzwischen eingetretenen Dunkelheit bereitete Mittmann ein für unsere Begriffe lukullisches Mahl, das wir bei Kerzenlicht und bald darauf zunehmendem Mondschein gierig wie Wölfe in uns hineinschlängen, wie man sich wohl vorstellen kann. Dies war mit absoluter Gewissheit die wohl magischste Stunde meines bisherigen Daseins. Beides: Freiheit und Brot, sozusagen im Zustand der Gnade, nach Jahren elenden Dahinsiechens und dazu die engste Bindung an diese beiden fabelhaften Freunde.

Doch dieser erhabene Zustand war leider nur von kurzer Dauer. Mittmann hatte mit Fett nicht gespart, auch nicht mit all den anderen Zutaten zu diesem Festmahl. Das ausgemergelte System, infolge der Dystrophie und der doppel-seitigen Lungentuberkulose ohnehin am Rande des völligen Zusammenbruchs, war offenbar einem derartigen «Energieschoss» nicht mehr gewachsen. Es reagierte darauf in unmittelbar lebensbedrohlicher Weise. Neben den wohl besser nicht zu beschreibenden explosiven Reaktivitäten des Verdauungssystems traten bei mir immer länger andauernde Ohnmächten auf. Sie wurden von erbärmlichen Schwächezuständen abgelöst. Am nächsten Morgen erwachte ich vollkommen desorientiert. Mir war nicht mehr bewusst, wie ich den Rest der Nacht verbracht und überlebt hatte. Auch fand ich mich, ohne weitere verbindende Erinnerungen, auf dem staubigen Dachboden eines der verlassenen deutschen Bauernhöfe wieder. Während der wenigen Momente klaren Bewusstseins wurde mir kaum mehr bewusst, wie Mittmann eine alte Seegrasmatratze aufschlitzte. Mit Försters Hilfe stopfte er mich hinein wie in einen Sarg.

Beim späteren Erinnern konnte ich die Vorgänge jener Morgenstunde etwa so rekonstruieren: beide waren der Meinung, dass ich sicherlich bald sterben werde. Jedenfalls erlaube mein Zustand kein Weiterkommen. Sie hatten einen tschechischen Uniformierten mit einem Motorrad auf der weiter unten verlaufenden Dorfstrasse beobachtet. Dies liess ein weiteres Verbleiben in der Nähe der ausgeplünderten Jagdhütte wenig ratsam erscheinen. Auch musste die «Leiche» unauffindbar verschwinden.

Ohne nun hoffentlich die Chronologie dieser Ereignisse nicht allzu sehr durcheinander zu bringen, soll noch folgendes nachgetragen werden: Es waren nicht nur kulinarische Genüsse und Vorräte, deren wir uns in dieser rettenden Klause bemächtigt hatten. Wir fanden ebenso ungeahnte Schätze an Jagd- und Angelbekleidung wie Gummistiefel, Lodenmäntel und Rucksäcke. Ferner, was gewiss für ein weiteres Vorankommen von entscheidender Bedeutung war, auch Fahrräder. So hatten wir uns vor jenem ersten Festmahl in der Freiheit recht zünftig ausgestattet und eingekleidet. Fast alle verfügbaren Gepäckstücke hatten wir mit Marschverpflegung, hauptsächlich in Form von Konservendosen und Kartonverpackungen, gefüllt. Auch mit Artikeln zur Körperpflege, wie Kölnisch Wasser und wohlriechender Seife, hatten wir uns eingedeckt.

Es standen also nun an diesem für mich so schicksalhaften Morgen zwei unglaublich überladene Fahrräder zum Abmarsch bereit. Fahren konnte man wegen der Überfrachtung mit ihnen nicht. Die Räder waren nur für meine Weggenossen gedacht, denn ich selbst war ja nicht einmal des Gehens oder Stehens fähig. Als ich so in meiner Katakombe, vom uralten Seegrasstaub fast erstickt, für nur ganz kurze Augenblicke zu mir kam, befahl mich panisches Entsetzen. Mit wahrhaft allerletzter Energie befreite ich mich daraus. Auf allen vieren kroch ich, zum Aufrichten reichte die Kraft nicht mehr, zur einzigen Frischluftquelle dieses stickigen Dachbodens. Es war eine fensterlose Öffnung, in Nord-

deutschland «Uhlenflucht» genannt, die in etwa einem halben Meter Höhe über dem Fussboden, an der Vorderfront des Hauses angebracht war. Obgleich mir immer wieder schwarz vor Augen wurde, glaubte ich doch, meine beiden Begleiter auf dem ins Dorf führenden steilen Zufahrtsweg zu erkennen. Ich sah sie etwa einhundert Meter von mir entfernt in erregtem Gespräch miteinander. Ich wollte mich bemerkbar machen, versuchte zu rufen. Doch vergeblich. Die Sprache versagte, nur ein erbärmliches Krächzen kam aus trockener und zugeschnürter Kehle. So blieb ich dann, wegen der Anstrengungen wieder ohnmächtig geworden, mit dem Kopf in dieser Öffnung liegen. Monate später bestätigten mir beide unabhängig voneinander den vollen Inhalt dieser Auseinandersetzung. Förster schien es nicht ganz übers Herz zu bringen, mich ohne Weiteres meinem Schicksal zu überlassen, wengleich auch er nicht mehr an eine Besserung meines Zustandes glaubte. Mittmann hingegen, in kühler, sachlicher und sicherlich richtiger Beurteilung der Situation, drängte zum sofortigen Aufbruch. Als er Förster endlich davon überzeugt hatte, bemerkte mich dieser in jenem Luftloch hängen und konnte nun Mittmann überreden, mich nicht einfach da oben liegen zu lassen. Was darauf folgte, gehört meines Erachtens mit zu den bedeutendsten Zeugnissen menschlicher Nächstenliebe, Aufopferungsfähigkeit und Hilfsbereitschaft. Man bedenke, welche Anstrengung es kostete, einen todkranken Kameraden, kaum seiner Glieder mächtig, über grosse Entfernungen mitzuschleppen. Dabei hatten die Freunde schon mit den Fahrrädern, die nur geschoben werden konnten, alle Hände voll zu tun.

Mittmanns kluge Absicht war es, auf Hauptstrassen die westdeutsche Grenze zu erreichen. Aus den von Polen annektierten Gebieten sowie aus dem Sudetenland waren immer noch Vertriebene unterwegs. Wir hofften, als solche angesehen zu werden, um einigermaßen unauffällig und unbehelligt unseres Weges ziehen zu können. Allerdings war zu befürchten, dass auch in der Tschechoslowakischen Republik, die ja inzwischen zum Sowjetsatelliten geworden war, nach uns gefahndet würde. Kein allzu erhebendes Gefühl.

Meine Erinnerungen an diese «Tour de Force» sind begreiflicherweise recht lückenhaft. Mein Befinden hatte sich inzwischen ein wenig stabilisiert. Die verheerenden Folgen des «Abendmahls» waren durch vernünftigeren, fettarme Kost, vornehmlich Büchsenbrot, gemildert worden. Durch Lodenmantel und Gummistiefel vor der regnerischen Witterung geschützt, von den Freunden rührend umsorgt, wuchs in mir die Hoffnung, sowohl physiologisch, wie auch geographisch «durchzukommen». Das alles stärkte mein Durchhaltevermögen oder wohl mehr den verzweifelten Wunsch zu überleben. (...)

Heute, nach fast einem halben Jahrhundert, stehen Politiker und Offizielle vor Denkmälern und Gräbern und setzen für einige Minuten eine traurige Mie-

ne auf, um gleich darauf zur Tagesordnung überzugehen. Kann man ihnen das verdenken? Kann man selbst seinen nächsten Angehörigen, den Kindern und Enkeln, all die Folterungen und Quälereien, die körperlichen und seelischen Drangsalierungen vermitteln? Dass ihnen unser Schicksal erspart bleibe, dafür müssen sie selbst sorgen.

## Das sowjetische Speziallager in Bautzen 1945-1950 aus der Sicht sowjetischer Akten

### 1. Einrichtung des Lagers

Am 18. April 1945 befahl der Volkskommissar für Innere Angelegenheiten der UdSSR, Lawrentij Pawlowitsch Berija, im Zuge der «Säuberung des Hinterlandes der kämpfenden Truppen der Roten Armee» inhaftierte sogenannte feindliche Elemente in «Internierungslagern in Gewahrsam zu halten». Darunter fielen neben «Spionen», «Diversanten», Angehörigen kommunaler Verwaltungen sowie Betreibern illegaler Sendestationen und Druckereien auch «aktive Mitglieder der nationalsozialistischen Partei», «Führer faschistischer Jugendorganisationen» sowie «Angehörige der Gestapo, des SD und anderer deutscher Terrororgane».<sup>1</sup> In den nächsten Monaten entstanden für die Internierung der infolge dieses Befehls Verhafteten in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ) mehrere sogenannte Speziallager des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten der UdSSR (NKWD).<sup>2</sup> Neben Verhafteten, die nach den «Ermittlungen» der sowjetischen Sicherheitsorgane unter eine dieser Kategorien fielen – in der Sprache des NKWD als «Spezialkontingent» bezeichnet – und ohne Verurteilung vollständig von der Aussenwelt zu isolieren waren, befanden sich auch deutsche Kriegsgefangene und Verurteilte sowjetischer Militärtribunale (SMT-Verurteilte) in diesen Lagern. Im Herbst 1945 waren die Lager numerisch und räumlich wie folgt verteilt:

Nr. 1 Mühlberg

Nr. 2 Buchenwald bei Weimar

Nr. 3 Hohenschönhausen bei Berlin

Nr. 4 Bautzen

Nr. 5 Ketschendorf bei Fürstenwalde

Nr. 6 Jamlitz bei Lieberose

Nr. 7 Sachsenhausen bei Oranienburg

Nr. 8 Torgau Fort Zinna

Nr. 9 Fünfeichen bei Neubrandenburg.

1 Dieser Grundsatzbefehl Nr. 00315 ist abgedruckt bei: Günter Agde, Sachsenhausen bei Berlin. Speziallager Nr. 7 1945-1950, Berlin 1994, S. 49-51.

2 In der wissenschaftlichen Literatur hat sich die eng an das Russische anlehrende Übersetzung «Speziallager» (in den Akten in der Regel ‚Spezlager‘) gegen den Begriff Sonderlager durchgesetzt.

Die Lager unterstanden der «Abteilung Speziallager und Gefängnisse des NKWD der UdSSR» (im Folgenden als Abteilung Speziallager bezeichnet), die ihren Sitz in Berlin hatte und von Oberst Swiridow geleitet wurde. Dieser Abteilung waren darüber hinaus die Gefängnisse Nr. 5 Strelitz, Nr. 6 Berlin-Lichtenberg und Nr. 7 Frankfurt/Oder (später Speziallager Nr. 10 Torgau, eingerichtet im Mai 1946) zugeordnet. Im Dezember 1945 wurden in diesen Lagern und Gefängnissen insgesamt 65'839 Personen gefangengehalten.<sup>3</sup> Swiridow unterstand direkt dem stellvertretenden Volkskommissar für Innere Angelegenheiten, Generaloberst Iwan Alexandrowitsch Serow, der NKWD-Chef für die SBZ und gleichzeitig Stellvertreter des Obersten Chefs der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) für Fragen der Zivilverwaltung war. Vor Ort bestanden teilweise zwar recht enge Kontakte zu den zuständigen Behörden der SMAD der Länder bzw. Provinzen, doch waren die Speziallager während der meisten Zeit ihres Bestehens ausschliesslich dem NKWD bzw. MWD<sup>4</sup> der UdSSR gegenüber rechenschaftspflichtig. Dies gilt umso mehr für die Operativgruppen des NKWD, welche die Verhaftungen und die Verhöre vornahmen.

Das Gefängnis Bautzen I, im Volksmund «Gelbes Elend» genannt, wurde am 27. Mai 1945 für die Aufnahme von Verhafteten nach Berijas Befehl Nr. 00315 vom 18. April 1945 von sowjetischer Seite übernommen. Am 25. Juni 1945 ging das bis dahin dem «Operativen Sektor» Dresden unterstellte Gefängnis in die Verantwortlichkeit der Abteilung Speziallager über.<sup>5</sup> Ab Herbst 1945 wurde es als Speziallager Nr. 4 bezeichnet. Nach Auflösung der Mehrzahl der Lager auf deutschem Boden übernahm am 9. August 1948 die Hauptverwaltung Lager (GULag) des Ministeriums des Innern der UdSSR (MWD) die Aufsicht über die

- 3 Zur besseren Lesbarkeit wird im Folgenden auf den Nachweis einzelner Aktenquellen verzichtet. Grundlage dieses Aufsatzes waren Dokumente aus einem umfangreichen, jedoch bisher nicht völlig freigegebenen Bestand des Staatsarchivs der Russischen Föderation (GARF, Fond 9409, opis 1). Im Zuge eines Kooperationsprojektes mit dem Institut für Geschichte und Biographie Lüdenscheid wurden Mikrofilmkopien dieser Akten dem Archiv der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft in Dresden zugeführt.
- 4 Die Volkskommissariate der UdSSR wurden im März 1946 in Ministerien umgewandelt. Aus dem NKWD wurde so das MWD.
- 5 Die «Operativsektoren» entsprachen in ihrer territorialen Zuordnung den Provinzen bzw. Ländern in der SBZ. Auf mittlerer, das heisst Kreisebene, arbeiteten die Kreisoperativgruppen. Auf unterster Ebene, das heisst in den einzelnen Ortschaften, nahmen die lokalen Operativgruppen die Verhaftungen vor und führten ihre «Ermittlungen» in den sogenannten GPU-Kellern bzw. NKWD-Gefängnissen durch. Die «Politische Hauptverwaltung» (GPU) war eine Vorläuferorganisation des NKWD. Die Bezeichnung «GPU» als Synonym für die sowjetische Geheimpolizei war im deutschen Sprachgebrauch nicht zuletzt durch den NS-Propagandafilm gleichnamigen Titels verankert.

Abteilung Speziallager, in deren Verantwortung sich nunmehr – mit teilweise veränderter Ordnungsnummer – nur noch die Lager Nr. 1 Sachsenhausen, Nr. 2 Buchenwald und Nr. 3 Bautzen befanden.

Das Speziallager Bautzen umfasste im Mai 1948 eine Fläche von 66'300 m<sup>2</sup>. Es gab vier Ziegelgebäude für die Unterbringung von Gefangenen, davon:

- a) ein kreuzförmig angelegtes Zentralgebäude mit fünf Stockwerken und einem Souterrain. Im Nord- und Südflügel befanden sich insgesamt 413 Zellen mit einer Grundfläche von je 8,36 m<sup>2</sup>; der Ostblock bestand aus acht Sälen. Darüber hinaus gab es sieben spezielle Räume mit einer Grundfläche von jeweils 63 m<sup>2</sup> sowie acht weitere Zimmer, die für die Diensthabenden bzw. für Wirtschaftszwecke vorgesehen waren. Im Souterrain befanden sich im Südflügel das Wäschelager, im Nordflügel die Banja<sup>6</sup> und die Desinfektionskammer für Gefangene, im Ostflügel die Schlosser- und die Tischlerwerkstatt, im Westflügel die Quarantäneräume und die Kirche.
- b) Der zweite Ziegelbau (Gebäude Nr. 2), das Frauengefängnis, hatte zwei Stockwerke und ein Souterrain. Die eine Hälfte des Gebäudes war als Zellentrakt mit 58 Zellen zu je 8,36 m<sup>2</sup> Grundfläche ausgebaut. Die andere Hälfte bestand aus drei Sälen zu je 472 m<sup>2</sup>. Weitere acht Räume dienten dem medizinischen Stützpunkt, der Bäckerei und dem Aufsichtspersonal. Ausserdem befand sich im Souterrain dieser Hälfte die Banja für die Belegschaft des Lagers sowie die Dampfverteilerstation. Insgesamt konnte das Gebäude Nr. 2 nach den sowjetischen Belegungsnormen 950 Häftlinge beherbergen.
- c) Der dritte Ziegelbau (Gebäude Nr. 3) entsprach in seiner Gliederung ungefähr dem Gebäude Nr. 2. Neben dem Zellentrakt und zwei Sälen befanden sich in diesem die Feuerwache, die Räume des Aufsichts- und Dienstpersonals, die Bäckerei, eine Dreherei sowie die Dampfverteilerstation.
- d) Das Gebäude Nr. 4 bildete ein eingeschossiger Ziegelbau, der die Schuster- und die Schneiderwerkstatt beherbergte.

Die sogenannten inneren Baracken befanden sich unmittelbar auf dem Gefängnisterritorium. Es waren Fertigteilbauten aus Holz von verschiedener Grösse: Baracke 1 (240 m<sup>2</sup>), Baracke 2 (296 m<sup>2</sup>), Baracke 3 (320 m<sup>2</sup>), Baracke 4 (320 m<sup>2</sup>). Diese Baracken dienten als Lazarett für die Tuberkulosekranken und hatten 476 Betten. Die restliche Fläche nahmen Räume für das Dienstpersonal ein. Die Baracken wurden mit eisernen Kanonenöfen beheizt und verfügten über eine Wasserleitung. Darüber hinaus gab es ein zweistöckiges Ziegelgebäude, in dem untergebracht waren:

- a) eine Küche mit 16 installierten Dampfkesseln für 10'000 Liter;

6 Russische Bezeichnung für eine Waschräumlichkeit.

b) eine mechanisierte Bäckerei mit einer Kapazität von 4'000 kg gebackenem Brot pro Schicht;

c) eine mechanisierte Wäscherei für 7'000 Personen.

Das Gefängnis Krankenhaus bestand aus einem Ziegelbau mit zwei Stockwerken und einem Souterrain für insgesamt 230 stationäre Betten, mit ärztlichen Sprechzimmern, einer Apotheke, einem Röntgenlabor, einer Küche und Badezimmern. Als Lebensmittellager diente ein einstöckiger Ziegelbau mit Keller für die Lagerung von Gemüse und Kartoffeln.

Das gesamte Lagerterritorium war mit einer 4 bis 6 m hohen Steinmauer umgeben. In einer Entfernung von 100 bis 150 m standen insgesamt acht Wachttürme. Von aussen wurde das Lager mit Hilfe von 16 Scheinwerfern beleuchtet, von innen mit elektrischen Glühbirnen. Die Stromversorgung erfolgte über das städtische Stromnetz. Darüber hinaus verfügte das Lager über ein Notstromaggregat, das die gesamte Lagerzone einschliesslich der Diensträume und Gefängnis Korridore versorgen konnte. Das Lager besass eine an das städtische Netz angeschlossene Wasserleitung. An heissen Sommertagen reichte der Wasserdruck allerdings nur, um die ersten zwei Stockwerke zu versorgen. Ausserdem besass das Lager eine eigene Kanalisation, ein Wasserleitungsnetz und eine Heizstation, welche die Ziegelbauten mit Dampfheizung versorgte.

Die sogenannten äusseren Baracken befanden sich auf einem gesonderten Territorium, das sich an die Gefängnismauern anschloss und eine eigenständige Zone bildete. Hier standen fünf Holzbaracken in Fertigteilbauweise. Die vier Häftlingsbaracken waren mit hölzernen Doppelstockpritschen für insgesamt 1'500 Häftlinge ausgestattet, besaßen einen Wasser- und Kanalisationsanschluss und wurden mit eisernen Öfen beheizt. Sie waren mit einem dreifachen Stacheldraht eingezäunt, wobei einer davon unter Hochspannung stand. Ausserdem waren sie von einem durchgehenden Holzzaun von 2,5 m Höhe umgeben und wurden von zwei Posten bewacht.

Die Gesamtfläche des Speziallagers betrug 13'460 m<sup>2</sup>, was bei der sowjetischen Norm von 2 m<sup>2</sup> pro Person die Unterbringung von 6'730 Häftlingen zulies. Wenn man berücksichtigt, dass in den Sälen und den äusseren Baracken Doppelstockpritschen eingebaut waren, so konnten hier nach den NKWD-Massstäben 7'500 bis 8'000 Gefangene untergebracht werden.

## 2. Die Gefangenen

### 2.1 Einweisungs-, Verlegungs- und Sterblichkeitsstatistik

In Bautzen existierten wie in allen Speziallagern jeweils eine Registratur-, Operativ-, Finanz-, Wirtschafts-, Sanitäts-, Sicherheits-, Ordnungs- und Personalabteilung. Um die Einweisung zu dokumentieren, ist durch die Registraturgruppe ein tägliches Eingangs- und Abgangsverzeichnis (russ.: Lagerjournal)

geführt worden. Von zwei solchen Büchern umfasst eines vom 1. Juni bis zum 31. Dezember 1945 die Namen von 9'653 Personen mit Angaben zu Geburtsjahr, Verhaftungsgrund und Abgangsziel. Ein weiteres verzeichnet vom 1. Januar 1946 bis zum 28. Februar 1950 Angaben zu 16'135 Personen, wobei zum Teil einzelne Nummern (etwa 80) unbesetzt blieben. Das Lager Bautzen durchliefen nach den Akten der Registraturgruppe vom 27. Mai 1945 bis zum März 1950 insgesamt 27'285 Personen. Die Belegung schwankte ab September 1945 zwischen 6'000 und 7'000 Personen, um ihren Höchststand am 13. Juni 1948 mit 7'713 Insassen, darunter auch die höchste Zahl von 613 Frauen, zu erreichen.

Es lassen sich aus den derzeit belegten Angaben vorsichtige Schlüsse über Mindestzahlen an Toten, über die durchschnittliche Belegung und über Verlegungen innerhalb des Speziallagersystems auf deutschem Boden ziehen. Die vierzehntägig erstatteten Berichte des Lagerleiters an die Abteilung Speziallager lieferten regelmässig eine zahlenmässige Bestandsaufnahme der Insassen des Lagers, die nach Nationalität, Schuldkategorie, Datum der Einlieferung, Alter, Geschlecht und Verurteilung untergliedert ist. Sollten sie einmal lückenlos vorliegen, so dürfte sich aus diesen Zahlen ein authentisches Bild über die Anzahl der Verhafteten und Verurteilten ergeben, denn die Akten entstanden als Teil der laufenden Verwaltungsaufgaben und sind nicht im Nachhinein verfasst worden. Den Stärkemeldungen lagen Namenslisten der Neuzugänge bzw. Abgänge sowie durchgängig der Toten und mitunter auch der Erschossenen bei. Anhand der Totenlisten kann schliesslich neben den Namen der Verstorbenen deren Sterbedatum sowie ihre altersmässige Verteilung ermittelt werden.

Die ersten Gefangenen wurden seit Mai 1945 von den verschiedenen Abteilungen der militärischen Abwehr SMERSCH<sup>7</sup> in den Truppenteilen der Roten Armee oder von Operativen Gruppen aus Bautzen, Chemnitz, Dresden, Görlitz, Kamenz, Leipzig und Zwickau eingewiesen. Armee-Einheiten oder Operative Sektoren der sowjetischen Militäradministration (SMA) aus Sachsen, Sachsen-Anhalt, Mecklenburg und Brandenburg lieferten SMT-Verurteilte, mitunter auch zum Tode Bestrafte, ein.

Die dem MWD unterstehenden Lager arbeiteten eng mit dem Ministerium für Staatssicherheit der UdSSR (MGB) zusammen, das über einen eigenen Sicherheitsapparat in der SBZ verfügte. Laufend überstellte das Lager aus «operativer Notwendigkeit» Einzelpersonen an verschiedene Operative Gruppen des NKWD (oft Bautzen) oder SMERSCH-Einheiten sowie vermehrt ab Ende 1948 an Operative Sektoren. Mitunter kamen auch NKWD-Angehörige zur Befragung einzelner Gefangener ins Lager. So befahl der Leiter der Abteilung Speziallager, Oberst Swiridow, am 7. März 1946 dem Leiter des Speziallagers

7 Abkürzung für smert schpionam: Tod den Spionen.

Bautzen, die Mitarbeiter der operativen Gruppe des Volkskommissariats für Staatssicherheit der Weissrussischen Sowjetrepublik (NKGB BSSR) in der Aufspürung von weissrussischen Emigranten im Lager zu unterstützen.

Während des Bestehens des Lagers fanden umfangreiche Verlegungen in andere Lager in der SBZ aber auch in die sowjetischen Zwangsarbeitslagerkomplexe statt. Bereits im Juni/Juli 1945 gelangten etwa 3'660 Gefangene aus Bautzen in das Spezialgefängnis Tost in Schlesien. Im Oktober 1945 und März 1946 wurden rund 3'600 Personen aus Bautzen in das Speziallager Nr. 1 Mühlberg verlegt. Die im Oktober 1945 verlangte Konzentration des sowjetischen Spezialkontingents in Ketschendorf führte im Juni und Dezember 1946 zu entsprechenden Verlegungen. Im September bzw. November 1946 verliessen Bautzen grössere Transporte nach Jamlitz und Torgau. Laufend überstellte das Lager Nr. 4 geschlechtskranke Gefangene meist sowjetischer Nationalitäten in das Speziallazarett nach Sachsenhausen. Im Februar 1947 verliessen 830 Gefangene Bautzen mit einem Transport in die UdSSR.

Am 13. Februar 1947 forderte Swiridow von den Leitern der Lager Mühlberg, Buchenwald, Ketschendorf, Jamlitz, Sachsenhausen und Fünfeichen, «Radio»- und Chemiespezialisten an das Speziallager Bautzen zu überstellen, wo diese getrennt von den übrigen Gefangenen unterzubringen waren. Über Torgau (Nr. 10) gelangten schliesslich Automechaniker, -elektriker und -schlosser, Kupferschmiede, Tapezierer, Monteure und andere nach Sachsenhausen bzw. «Radiospezialisten» in die UdSSR.

Die Übergabe aus Torgau (Nr. 10) an Bautzen vom 25. November 1946 kann als ausführlich dokumentiertes Verlegungsbeispiel dienen. Die Verwaltung des Lagers im Fort Zinna in Torgau erstellte mit dem Leiter der Eskorte ein Übergabeprotokoll. Die Leitung von Bautzen übernahm die Gefangenen gegen Quittung vom Leiter der Eskorte. Insgesamt gelangten rund 2'000 deutsche SMT-Verurteilte aus Torgau nach Bautzen. Der Transport war wahrscheinlich eine unmittelbare Folge der von Generaloberst Serow erlassenen Anweisung Nr. 0958 vom 12. September 1946. Serow hatte darin befohlen, alle Verurteilten deutscher Nationalität mit einem Strafmass über 15 Jahre nach Bautzen und die mit niedrigeren Strafmassen nach Sachsenhausen einzuweisen. Die SMT-Verurteilten sowjetischer Staatsbürgerschaft waren nach Torgau zu verlegen.<sup>8</sup> Damit waren Versuche zur funktionalen Differenzierung einzelner Lager jedoch noch lange nicht abgeschlossen.

Am 17. März 1947 wurde befohlen, alle verhafteten Sowjetbürger in das Lager Sachsenhausen zu überstellen, wo sie zur weiteren Deportation in die UdSSR mit Lebensmitteln und Medikamenten auszustatten waren. Am 23. Dezember 1947 erhielt der Leiter des Speziallagers Sachsenhausen den Befehl,

8 Vgl. zu den Speziallagern in Torgau: Brigitte Oleschinski/Bert Pampel, «Feindliche Elemente sind in Gewahrsam zu halten.» Die sowjetischen Speziallager Nr. 8 und 10 in Torgau 1945-1948, Leipzig 1997.

alle zu 15 oder mehr Jahren «Besserungsarbeitslager» und alle zu «Zwangsarbeit» Verurteilten nach Bautzen zu schicken.<sup>9</sup> Am 14. Juni 1948 sollte Sachsenhausen erneut alle zu mehr als 15 Jahren und zu Zwangsarbeit Verurteilten nach Bautzen überstellen, was auf eine nur zögerliche Umsetzung der Anweisung vom Vorjahr verweist. Die bis zu 10 Jahren verurteilten Deutschen und alle verurteilten Sowjetbürger sollten in Sachsenhausen versammelt werden. Diese Anweisung modifizierte die Abteilung Speziallager am 17. August 1948 erneut dahingehend, nur die zu mehr als 15 Jahren Verurteilten in Bautzen zu versammeln. Häftlinge mit niedrigen Strafmassen bis einschliesslich 15 Jahren blieben in Sachsenhausen. Buchenwald sollte den «Führungsbestand ehemaliger Naziorganisationen und -organe Hitlerdeutschlands» aufnehmen.

Am 1. Februar 1949 gelangten 1'270 Verurteilte nach Sachsenhausen. Am 16. Mai 1949 wies der neue Leiter der Abteilung Speziallager, Oberst Sokolow, den Leiter des Speziallagers Bautzen an, alle zu niedrigeren Strafen Verurteilten sowie alle verurteilten Frauen, jedoch insgesamt nicht mehr als 1'200 Personen, bis zum 21. Mai 1949 nach Sachsenhausen zu überstellen, um Platz im Lager für die zu 15 Jahren und mehr Verurteilten zu schaffen. Ab dem 1. Juni 1949 war vorgesehen, in Sachsenhausen alle weiblichen Gefangenen, alle verurteilten Sowjetbürger sowie verurteilte männliche Deutsche, die bis zu 15 Jahren zu verbüssen hatten, zusammenzuziehen, während in Bautzen alle deutschen, männlichen Verurteilten mit Strafen über 15 Jahren zu konzentrieren waren. Insgesamt gelangten rund 3'200 meist zu weniger als 15 Jahren Verurteilte auf diese Weise aus Bautzen nach Sachsenhausen, während rund 400 den umgekehrten Weg antreten mussten. Bautzen hatte somit die zu hohen und Höchststrafen Verurteilten aufzunehmen.

In den Jahren 1945 bis 1947 verstarben nach den Akten der Bautzener Lagerverwaltung die meisten Menschen. Insgesamt lassen sich bisher 2'700 Tote sowie vom 13. Dezember 1945 bis zum 28. Dezember 1946 etwa 70 Erschossene in den regelmässigen Stärkemeldungen nachweisen. Die Todesrate des Spezialkontingents war im Oktober 1945 mit 0,25 Prozent des Gesamtbestandes angeblich «unbedeutend». Insgesamt 786 Personen sollen in der Zeit von September 1945 bis März 1946 verstorben sein. Die Stärkemeldungen weisen jedoch nur 454 Verstorbene aus, so dass vor dem 28. August 1945 bereits 332 Gefangene den Tod gefunden haben müssten, was recht hoch erscheint. Im Jahre 1947 verstarben angeblich 867 Personen, von denen die Listen 866 ausweisen. Im Januar 1948 verstarben 67 und bis zum 18. Februar nochmals 39 Personen. Viele Tote sind dem Hunger, amtlich als «Dystrophie» bezeichnet, der Tuberkulose oder in den Akten recht grosszügig bescheinigtem «Herzversagen» zum Opfer gefallen.

9 Die Lebensbedingungen unterschieden sich in den «Besserungsarbeitslagern» nur unwesentlich von denen der zu «Zwangsarbeit» (Katorshnaja) Verurteilten.

Eine Entlassungsaktion im August 1948 brachte 1'158 Personen die Freiheit. 15 Gefangene kamen nicht frei, da sie zuviel wussten und als Ärzte, Sanitäter oder sonstige «Spezialarbeiter» längere Zeit beim Begräbnis der Leichen im Lager Verstorbener gearbeitet hatten und «vollständig über die Sterblichkeit im Speziallager informiert waren».<sup>10</sup>

## 2.2 Haftgründe

Generell ist zu beachten, dass die Anschuldigungen nach pauschalen Moskauer NKWD-Vorgaben erfolgten und nichts über tatsächliche und juristisch nachgewiesene Schuld aussagen. Die hier vorgestellten Statistiken übernehmen zunächst einmal möglichst wortgetreu und genau die sowjetische Schuldzuweisung. Wichtig scheint für die verhaftenden Organe jeweils gewesen zu sein, das Eintrittsdatum in die NSDAP festzustellen.

Tabelle 1: Differenzierung der Lagerinsassen gemäss Befehl 00315 (erste zugängliche Statistik vom 13. August 1945). Rechnerische Unstimmigkeiten im Original wurden nicht berichtet.

	Deutsche	Polen	Russen	Ukrainer	Übrige	Summe
Aktive Mitglieder NSDAP	2'143					2'143
Gestapoagenten	58	6	31	12	6	113
Gestapomitarbeiter	57					57
Spione, Diversanten	63					63
SD-Mitarbeiter	36					36
Zeitungs- und Zeitschriftenredakteure	19			1	2	21
Inhaber von Waffenlagern	1					1
Inhaber von Untergrunddruckereien	1					1

10 Vgl. dazu auch den Bericht von Kurt Pickel in diesem Heft, S. 11-22. Über ihr weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

	Deutsche	Polen	Russen	Ukrainer	Übrige	Summe
Angehörige der Polizei und Gendarmerie	107		4		1	112
Angehörige der Justiz	83					83
Verwaltungs- und Wirtschaftsangehörige	138		17	3		158
Leiter der faschistischen Organisation Hitlerjugend	39					39
Vaterlandsverräter			3	3	3	9
Summe	2'745	6	55	18	12	2'836

Mitte August 1945 galten somit 2'388 der 2'836 Gefangenen, das heisst fast 85 Prozent, gemäss der Stärkemeldung der Registraturabteilung als nationalsozialistisch belastet. Neben den erwähnten Nationalitäten befanden sich auch Weissrussen, Georgier, Litauer, Tataren und Kalmücken in geringer Zahl im Lager. Insgesamt stellten die Ausländer im Speziallager Bautzen selten mehr als zwei Prozent der Insassen. Offensichtlich wurden kaum hohe nationalsozialistische Funktionsträger im Lager gefangengehalten. Auffallend ist die relativ grösste Gruppe der «aktiven NSDAP-Mitglieder». Dass sie lange nicht genauer eingeteilt wurde, lässt vermuten, dass selbst das NKWD keine ernsten Anschuldigungen, abgesehen von reiner Parteimitgliedschaft, gegen sie vorbringen konnte bzw. wollte.

Erst eine am 13. November 1946 verfasste Übersicht der Registraturabteilung ist durch eine erweiterte Kategorisierung der Verhaftungsgründe gekennzeichnet. Sie dürfte einen allgemeinen Eindruck von der Zusammensetzung des Gefangenenbestandes bis zur funktionalen Differenzierung im Dezember 1946 bieten. Zum damaligen Zeitpunkt befanden sich 3 688 Gefangene im Lager, davon 3 482 Deutsche. Ein Viertel der Gefangenen war wegen niedriger und mittlerer Funktionen in der NSDAP (Blockleiter, Zellenleiter, Ortsgruppenleiter) oder den ihr angeschlossenen Organisationen (Frauensschaft, Hitlerjugend) verhaftet worden. Vierzehn Prozent der Gefangenen hatten der SS, der SA oder dem Volkssturm angehört. In der Übersicht der Registraturgruppe werden lediglich die Dienstgrade und nicht die Dienstfunktionen dieser Personen aufgeführt, darunter 89 SS-Standartenführer, die in ihrem Rang

einem Oberst der Wehrmacht gleichgestellt waren. Die übrigen Gefangenen dieser Kategorie besaßen untere Offiziers- und Unteroffiziersdienstgrade. Zwölf Prozent der Gefangenen galten als Angehörige deutscher Geheimdienste (Gestapo, SD, Abwehr) und elf Prozent waren als Angestellte der Polizei bzw. Gendarmerie kategorisiert. Neun Prozent der Gefangenen waren «Werwolf»-verdächtig. Die Verhaftungsgründe der 512 SMT-Verurteilten, die fast 15 Prozent der Gefangenen ausmachten, wurden nicht aufgeführt.

Der Zustrom von SMT-Verurteilten bei gleichzeitiger Verlegung von Gefangenen, die dem Spezialkontingent zuzurechnen waren, bedeutete eine allmähliche und gleichzeitig bedeutsame Veränderung der Häftlingsgesellschaft in Bezug auf ihre Zusammensetzung nach Verhaftungs- bzw. Verurteilungsgründen und Alter. Am 11. September 1946 hatten sich nur 464 Verurteilte sowjetischer Militärtribunale in Bautzen befunden. Mit der Übernahme von 2'000 Gefangenen aus Torgau wuchs die Gruppe der Verurteilten sprunghaft auf 2'365 Personen. Ende 1947 befanden sich bereits 4'300 Verurteilte in Bautzen. Dies entsprach einem Anteil von fast 65 Prozent an der Gesamtbelegung. Bis zum Jahresende 1948 stieg die Zahl der Verurteilten weiter auf 5'923, das heisst 84 Prozent, an. Trotz zahlreicher Verlegungen nach Sachsenhausen befanden sich am 15. Januar 1950 noch 6'100 SMT-Verurteilte in Bautzen.

Tabelle 2: Aufstellung zum Strafmass der Verurteilten am Jahresende 1948. Rechnerische Unstimmigkeiten im Original wurden nicht berichtigt.

	Besserungsarbeitslager	Gefängnis	Zwangsarbeit	Summe
bis 3 Jahre	30			30
3-5 Jahre	68	6		74
5-10 Jahre	1'365	74		1'439
10-15 Jahre	184	2	141	327
15-25 Jahre	3'050	28	447	3'525
Lebenslänglich	24	14	453	491

Die Verurteilungsgründe für die SMT-Verurteilten lassen sich aus den Statistiken der Lagerverwaltung nur vage schliessen. Statistiken, die die Verhaftungsgründe der Verurteilten einzeln auflisten, setzen erst 1949 ein. Am 6. Dezember diesen Jahres befanden sich 5'595 SMT-Verurteilte im Speziallager Bautzen.<sup>11</sup> Davon galten 1 809, das heisst ein Drittel, als Spione der USA, Eng-

lands oder anderer Staaten. 1'481 Gefangene (26,5 Prozent) wurden als «Kriegsverbrecher» bezeichnet, zwei Drittel von ihnen fielen allein unter die Kategorie «Angehörige von SA, SS und anderen faschistischen Militärorganisationen». 457 Gefangene (8,2 Prozent) waren der «antisowjetischen Agitation» angeklagt. Überraschend wenige, nämlich 200 Gefangene (3,6 Prozent), galten als «Werwolf-Angehörige», allerdings «ohne praktische Tätigkeit».

Ab dem 27. April 1946 liegen tabellarische Aufstellungen zum Alter der Gefangenen sowie zum Strafmass der Verurteilten (Tabelle 2) vor. Somit waren fast 60 Prozent der Gefangenen zu 15 bis 25 Jahren verurteilt worden. Ein Viertel der Gefangenen hatte Strafen zwischen 5 und 10 Jahren erhalten.

Mit der Zunahme der SMT-Verurteilten sank auch das durchschnittliche Alter der Gefangenen. Waren bis zu den Torgauer Transporten Ende 1946 etwa 60 Prozent der Gefangenen über 45 Jahre alt, so waren es Ende 1949 nur noch knapp 30 Prozent. Gleichzeitig stieg der Anteil der bis 35jährigen von etwa 19 Prozent auf 46 Prozent an. Die verurteilten Frauen waren im Durchschnitt jünger als die Männer.

Mehrfach untersuchten sowjetische Kommissionen die Gefangenen für eine mögliche Deportation in die UdSSR auf ihre Arbeitstauglichkeit. Bautzen lieferte der Abteilung Speziallager am 13. Dezember 1946 eine genaue Auflistung von 5'543 Häftlingen, von denen 3'165 Gefangene, darunter anscheinend alle im Lager gefangengehaltenen Frauen, jedoch nur noch 52 Prozent der Männer zumindest als arbeitsfähig eingeschätzt wurden. Mit zunehmendem Alter, vermehrt bei den über 41jährigen, verschlechterte sich die Arbeitsfähigkeit rapide; die meisten Gefangenen zählten hier wegen ihrer mangelhaften Konstitution nur noch zur 2. und 3. Arbeitstauglichkeitskategorie.<sup>11 12</sup> Die Verurteilten scheinen dagegen vor allem aufgrund ihres im Durchschnitt geringeren Alters eine etwas bessere Arbeitstauglichkeit als das Spezialkontingent besessen zu haben.

### 3. Das Personal

Leiter des Gefängnisses und Speziallagers Bautzen war vom ersten bis zum letzten Tag Oberstleutnant (später Oberst) Kasakow. Als sein Stellvertreter fungierte Major Gostew. Bei Abwesenheit des Chefs verfügte er stellvertretend über ausnahmslos alle Machtbefugnisse. Die Verwaltungsfunktionen im Lager oblagen hauptsächlich Offizieren des NKWD, für bestimmte Tätigkeiten wurden jedoch auch sowjetische Zivilgestellte beschäftigt. Die in einem Lager

11 Vgl. ausführlicher Tabelle 3, S. 95-96.

12 Die sowjetische Geheimpolizei unterschied vier Kategorien von Arbeitstauglichkeit: Gruppe 1 galt als uneingeschränkt arbeitsfähig, Gruppe 2 war noch für leichte Arbeiten einzusetzen. Die Gruppen 3 und 4 galten als arbeitsuntauglich.

wie Bautzen auf Vertragsbasis arbeitenden Zivilangestellten wurden von Moskau aus in das betreffende Lager delegiert. Über ihre Zuweisung zu einem bestimmten Lager entschied die Personalabteilung (russ. Kaderabteilung) des Innenministeriums der UdSSR. Nach Ablauf ihrer Vertragsfristen bzw. auch bei einem vorzeitigen Abbruch des Arbeitsverhältnisses (zum Beispiel wegen grober Verletzung der Vorschriften) kehrten die Zivilangestellten nach Moskau zurück und standen der Personalabteilung des Innenministeriums wieder zur Verfügung. Ab Dezember 1948 enthielten die Einsatzbescheinigungen der Zivilangestellten allerdings die Aufschrift «Delegiert von der Verwaltung der Kaderabteilung des Gulag». Die Zivilangestellten (Männer und Frauen) waren in der Regel als Aufseher bzw. Oberaufseher tätig. Das Offizierskorps des Lagers wurde vervollständigt bzw. erfuhr Veränderungen nicht nur auf der Grundlage von Einsatzbefehlen der Personalabteilung des Innenministeriums der UdSSR, sondern auch durch Wechsel von Offizieren zwischen den Lagern des MWD der UdSSR auf dem Territorium Deutschlands.

Der Personalbestand für die Lager der Abteilung Speziallager wurde mit einem Stellenplan festgelegt, den die Befehle Nr. 0047 und 00508 des Volkskommissars des Innern der UdSSR 1946 festlegten. Mit der voranschreitenden Auflösung von einzelnen Lagern wurden die Stellenpläne der verbleibenden drei Speziallager im Sommer 1948 überarbeitet und mit dem Befehl Nr. 00959 des sowjetischen Innenministers vom 9. August 1948 neu bestätigt. Nach diesem Stellenplan waren für das Speziallager Bautzen 242 Planstellen vorgesehen.

Die meisten Offiziere lebten in Bautzen gemeinsam mit ihren Familien. Auch die neu aus der UdSSR angereisten Offiziere konnten ihre Familien mitbringen. Für die Lebensmittelversorgung ihrer Familien mussten sie bezahlen. In der Regel gab es dafür jedoch Lebensmittelpakete, die zentral im Lager verteilt wurden. Von Anfang an war es mehr oder weniger unerwünscht, dass sich Offiziere bzw. ihre Familienangehörigen einzeln frei in der Stadt bzw. im Umland bewegten. Ab 1948 war es dann generell nur noch Gruppen gestattet, das Lagerterritorium, in dem das sowjetische Personal lebte, zu verlassen.

Im Sommer und Herbst 1949 kam es zu einer weiteren Verschärfung der Vorschriften für das Verhalten der Offiziere, ihrer Familienangehörigen und der Zivilangestellten. Entsprechend einer Anweisung des Leiters der Abteilung Speziallager vom 12. August 1949 war es ihnen von da ab strikt verboten, aus persönlichen Gründen das Lagerterritorium zu verlassen. Die jeweiligen Leiter der Speziallager hafteten persönlich für die Einhaltung dieser Anweisung. Aber auch diese Massnahmen erschienen der sowjetischen Führung als noch nicht zureichend. Ein Befehl vom 25. August 1949 untersagte den sowjetischen Angestellten der SMAD, aber auch allen Dienstreisenden, in deutschen Privat-

quartieren bzw. in von der deutschen Bevölkerung nicht eindeutig abgegrenzten Gebieten oder Häusern zu wohnen. Demzufolge spielte sich auch für die Angestellten, für das Wachpersonal des Lagers, von nun an das gesamte Leben innerhalb eines Lagers, das wenig später die Bezeichnung «Militärstädtchen» erhielt, ab. Im Februar 1950, das heisst einen Monat vor der Auflösung des Speziallagers Bautzen, bestand das Personal des Lagers aus 25 Offizieren, 39 Sergeanten, 101 Soldaten und 19 Zivilangestellten.

### 3.1 Die Bewachung des Lagers

Die Bewachung des Lagers oblag anfänglich Truppen des MWD im Umfang von einer Schützenkompanie und einem Maschinengewehrzug, in den letzten Jahren (1949-1950) den Truppen des MGB. Rundum wurde das Lager mit 14 Postentürmen – zwölf davon waren rund um die Uhr besetzt, zwei nur nachts – bewacht. Die Wachsoldaten trugen Maschinenpistolen, nachts und an besonders gefährdeten Stellen wurden Maschinengewehre aufgestellt. Ausserdem wurden nachts jeweils drei Paare Wachsoldaten und fünf Wachhunde (Blockposten) rings um das Lager aufgestellt. In Perioden der verstärkten Bewachung wurden zusätzlich Geheimposten aufgestellt sowie die Anzahl der Wachsoldaten auf fünf Paare erweitert.

Während der gesamten Existenz des Lagers hat die personelle Ausstattung der Garnison nie den Planaufgaben für die Stellenbesetzung entsprochen. Zum 17. Dezember 1945 hätte eine Garnison in der Stärke von 44 Personen das Lager bewachen müssen. Laut Liste waren jedoch nur 37 Soldaten aktiv, von denen de facto nur 33 Dienst taten, wie Kasakow an Oberst Swiridow meldete. Noch im Frühjahr 1946 belief sich die Einsatzstärke der zur Bewachung abgestellten Kompanie des 322. Regiments der Konvoitruppen des MWD auf 41 Personen, so dass 9 Soldaten fehlten. Am 22. Juli 1946 bemühte sich Kasakow bei Swiridow um zusätzliche Wachmannschaften, da das Lager durch eine Kaserne im Barackentypus zur zusätzlichen Unterbringung des Spezialkontingents erweitert worden war.

Erst nach einer gelungenen Flucht im Mai 1949 wurde die Garnison auf 110 Mann aufgestockt. In der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1949 flohen zwischen drei und vier Uhr morgens drei Häftlinge aus dem Lager. Wie die nachfolgende Untersuchung ergab, hatten sie eine Eisenstange in der Fenstersicherung einer Toilette im 4. Stock aufgebrochen und waren mittels aneinander geknoteter Betttücher in den Hof hinabgestiegen. Dort durchbrachen sie zwei Holzgitter, die die Zone für Freigänge umgaben, und gelangten so zum Stacheldrahtzaun. Unter diesem stromführenden Zaun gruben sie einen Tunnel zwischen zwei Wachtürmen. So konnten sie die bewachte Zone unbemerkt verlassen.<sup>13</sup> Damit sich ein solcher Vorfall nicht wiederholen konnte, wurde der gesamte Stacheldrahtzaun durch Betonplatten verstärkt, die bis in eine beachtliche Tiefe

13 Vgl. den Fluchtbericht von Horst Heinze in diesem Heft, S. 59-70.

in den Boden eingesetzt wurden. Diese aufwendige Arbeit fand am 14. Juli 1949 ihren Abschluss.

Weitere gelungene Fluchtversuche aus dem Lager Bautzen sind nicht bekannt. Das heisst jedoch nicht, dass es niemand mehr versucht hätte. In der Nacht vom 27. zum 28. September 1949 wollten wieder vier zu 25 Jahren verurteilte Häftlinge (Hubert Kärgler, Walter Wettner, Werner Küssel und Wolf Dannolius) – die Schreibweise der Namen ist nicht eindeutig, da sie aus dem Russischen rückübertragen wurden – aus Bautzen fliehen. Sie hatten bereits nach dem Vorbild der am 9. Mai 1949 geflohenen Häftlinge den Beton um einen Gitterstab herum herausgeschlagen, das Loch mit Lappen und Seife verdeckt, Tücher zum Abseilen und Decken zum Überklettern der Stacheldrahtzäune vorbereitet. Durch ihre offensichtliche Nervosität erregten sie jedoch die Aufmerksamkeit eines Aufsehers, so dass ihre Flucht gleich zu Beginn entdeckt wurde.

### 3.2 Aufsichtsdienst

Der «innere Wachdienst» war durch eine Reihe von Anordnungen organisiert. Dazu gehörten Anweisungen und Verfügungen der Abteilung Speziallager sowie die von Generaloberst Serow mit dem Befehl Nr. 0313 bestätigte Provisorische Gefängnisordnung. Er wurde vom Personal der Abteilung «Wache und Regime» des Lagers ausgeübt. Für jeden Tag wurde ein 24-Stunden-Wachplan aufgestellt und vom Leiter des Speziallagers bestätigt.

Aus Revisionsberichten geht hervor, dass der Aufsichtsdienst Ende 1948/Anfang 1949 aus siebzehn rund um die Uhr besetzten Wachposten in den Gefängnisgebäuden, einem Schichtleiter und vier Gebäudeältesten bestand. Das Haupttor, der Lagerstab, die Vorzone und die Zone des Spezialkontingents wurden ebenfalls bewacht, jedoch nur von vier Personen. Demzufolge bestand das Wachpersonal in einer Tagschicht aus 21 Aufsehern, einem Schichtleiter und vier Gebäudeältesten, insgesamt also 26 Personen. Nachts verrichteten nur 22 Aufseher Wache, da die Gebäudeältesten, die jeweils einem ganz bestimmten Gebäude zugeteilt waren, nur in den Tagschichten arbeiteten. Das Wachpersonal war mit Pistolen bzw. Maschinenpistolen (letztere verstärkt nachts) ausgerüstet. Eine Ausnahme bildeten die Gebäudeältesten, die keine Waffen trugen. Das Aufsichtspersonal leistete neben dem Wachdienst unmittelbar in den Gefängnisbereichen auch nächtlichen Patrouillendienst in der Lagerzone, um Fluchtversuchen vorzubeugen, und begleitete die Häftlinge des Spezialkontingents zu ihren Arbeitsstätten. Der Wachdienst wurde regelmässig kontrolliert. Besonders nachts gab es jeweils zwei Wachkontrollen durch den Diensthabenden des Lagers und zusätzlich, entsprechend dem Offiziersdienstplan, durch einen Offizier.

Das gesamte Wachpersonal war in drei Schichten eingeteilt, die eine Dienstzeit von je 12 Stunden hatten. Schichtwechsel war jeweils um acht Uhr morgens bzw. abends. Dieser 36-Stunden-Rhythmus der Wachwechsel wurde dadurch hervorgerufen, dass im Lager eine permanente Unterbesetzung des Wachpersonals herrschte, die bis zu 40 Prozent betrug. Die Ankunft von 20 weiteren Zivilangestellten als Wachpersonal Ende 1948 konnte die Situation nur unwesentlich entschärfen.

Im Frühsommer 1949 wurde das Wachsystem nochmals verändert. Die Wachdienste wurden auf einen 6-Stunden-Rhythmus umgestellt, wobei jeder Aufseher zwei dieser Schichten am Tag zu absolvieren hatte. Die Zahl der Wachposten blieb dabei gleich: 17 in den Gefängnisgebäuden und drei in den Sektoren, zusätzlich waren drei Oberaufseher im Einsatz. Es wurden jedoch nur noch zwei Gebäudeälteste eingesetzt. Jeder Aufseher hatte in einer Schicht zwischen 60 und 86 Zellen zu überwachen. Eine solche Situation widersprach den Vorschriften der GULag, dem das Lager angeschlossen war, über die Bewachung von Gefangenen. Sie war aber kein Einzelfall, sondern eher typisch für alle Speziallager auf dem Territorium der SBZ. Aus dem Abschlussbericht des Leiters der Abteilung Speziallager vom 16. April 1950 geht beispielsweise hervor, dass am 1. März 1950 im Speziallager Nr. 1 insgesamt 43 Stellen und im Speziallager Nr. 2 sogar 85 Stellen nicht besetzt waren.

## **4. Organisation des Lebens im Lager**

### **4.1 Eingewiesen zur «völligen Isolierung»**

Für die Einhaltung der Lagerordnung der Verurteilten war die Abteilung «Wache und Regime» zuständig. Der Freigang wurde täglich über 30 Minuten auf einer speziell dafür vorgesehenen Fläche des Gefängnishofes unter der Aufsicht der Wachmannschaft durchgeführt. Die nicht verurteilten Deutschen wurden entsprechend dem für Speziallager festgesetzten Lagerregime gefangengehalten und durften sich auf einem extra dafür bestimmten Gelände des Gefängnisses relativ frei bewegen. Die gesamten Wirtschaftsarbeiten innerhalb des Lagers wurden nur von Häftlingen des Spezialkontingents erledigt. Für die Verletzung des festgesetzten Lagerregimes sowie für Schäden am Inventar wurden die Gefangenen administrativ bestraft. In Abhängigkeit von der Schwere ihres Vergehens wurde die Dauer des Aufenthalts im Karzer festgelegt.<sup>14</sup>

Die Gefangenen waren von der Aussenwelt vollkommen isoliert. Lange Zeit war jeglicher Briefwechsel verboten, Zeitungen kamen nur in sehr begrenztem Umfang ins Lager, Besuche der Angehörigen waren vollkommen undenkbar. Erst am 2. April 1949 sandte der damalige Leiter der Abteilung Speziallager, Oberst Zikljajew, ein streng geheimes Schreiben an die Leiter der Speziallager

<sup>14</sup> Vgl. den Erlebnisbericht von Georg Siegler in diesem Heft, S. 45-58.

Nr. 1 und Nr. 3, in dem er den verurteilten Deutschen die langersehnte Erlaubnis zum Briefwechsel mit den Verwandten und Angehörigen erteilte. In dem besagten Schreiben und den beigefügten Handlungsanweisungen war das gesamte Vorgehen detailliert beschrieben: wer, was, wie und wie oft schreiben durfte. Damit vermutlich die Militärzensur der Roten Armee ohne Zeitdruck arbeiten konnte, wurde bereits in diesem Schreiben festgelegt, dass jeder Häftling nur einen Brief im Quartal schreiben dürfe. Um von der Absenderadresse nicht auf den Ort der Haftverbüßung einer Person schliessen zu können und um die Arbeit der Militärzensur zu erleichtern, lief die gesamte Post zentral über Berlin. Die Bautzen-Häftlinge gaben zum Beispiel als Absender an: Berlin N(ord) 4, Postfach 18/25K. Die Militärzensur selbst befand sich in Berlin, in der Prenzlauer Allee 63. Dorthin wurde per Kurier auch die gesamte Post aus Bautzen zur Kontrolle gebracht. Auch die Antwortpost der Angehörigen lief über diese Stelle.

Der gesamte Briefwechsel der Häftlinge (sowohl Eingangs- als auch Ausgangspost) unterlag der Zensur, wie eine Verordnung «Über das Vorgehen bei Organisation und Realisierung der Zensur von postalischer Korrespondenz der Häftlinge von der Lagerabteilung des MWD der UdSSR in Deutschland unterstellten Lagern» vom 21. März 1949 festlegte. Mit der Zensur wurde die Abteilung Militärzensur des MWD der UdSSR in Deutschland beauftragt. Die Leitung dieser Abteilung wählte gemeinsam mit der Personalabteilung des für Deutschland zuständigen Bevollmächtigten des sowjetischen Innenministeriums individuell die Mitarbeiter der dafür eingerichteten Sondergruppe aus und legte auch deren Anzahl fest. Diese Verordnung machte noch einmal deutlich, dass der Briefwechsel nur den Verurteilten erlaubt war, nicht aber dem Spezialkontingent. Ausserdem enthielt die Verfügung die Formulierung, dass die neuen Regelungen «der Gewährleistung der Kontrolle in Übereinstimmung mit den Aufgaben der Militärzensur des MGB in Deutschland bezüglich der allgemeinen Kontrolle über den Schriftwechsel der deutschen Bevölkerung» dienten. In einem weiteren Punkt hiess es, dass diese Kontrolle erforderlich sei, um «die Unterbindung von Möglichkeiten zur Verbreitung von Militär- oder Staatsgeheimnissen über die Briefe von Gefangenen zu gewährleisten, speziell beträfe das Angaben über den Standort des betreffenden Lagers, die Anzahl der dort Inhaftierten, die Lagerordnung sowie über Anzahl und Arbeitsweise der Wachen bzw. des Verwaltungsapparates». Darüber hinaus wurde als Arbeitserleichterung für die Militärzensur die gesamte Korrespondenz im Lager streng reglementiert. Es war genau vorgeschrieben, an welchem Tag welcher Häftling einen Brief schreiben durfte. Es gab darüber hinaus eine strenge Vorschrift, die die Briefabgabe nach Baracken, Zonen, Trakten und Zellen regelte. Der Sichtvermerk von Generalmajor Melnikow, dem stellvertretenden Bevollmächtigten des Ministeriums für Staatssicherheit der UdSSR in Deutschland, gab dieser Verfügung die volle Gesetzeskraft. Zusammen mit die-

sem Dokument hatte Melnikow am 23. März 1949 auch eine Aufstellung der Angaben, deren Mitteilung in Briefen von Häftlingen der der Lagerabteilung des MGB der UdSSR in Deutschland unterstellten Lager untersagt war, unterzeichnet. Diese Aufstellung verbot den Häftlingen unter anderem, über den Ort ihrer Verhaftung zu schreiben, ebenso, von wem sie verhaftet worden waren und mit wem sie gemeinsam die Haft verbüßten. Untersagt war auch jegliche Bitte um Zusendung von Rechtsvorschriften in Bezug auf die Anklage bzw. von Lebensmitteln oder Kleidung etc Hier stellt sich die berechnete Frage, worüber dann eigentlich noch geschrieben werden durfte. Im Vergleich zu den Verboten, die sechs Seiten umfassten, war alles das, was erlaubt war, lakonisch in vier Zeilen formuliert: «Der Verurteilte darf mitteilen: seine Anklagepunkte, wofür er verurteilt wurde, seinen Gesundheitszustand, Anfragen nach dem Gesundheitszustand und der wirtschaftlichen Lage seiner Angehörigen.»

Ungeachtet dieser Einschränkungen stellte die Abteilung Militärzensur des MGB in Deutschland deutlich heraus, dass die Leiter der einzelnen Lager jeweils über abgefangene Informationen von «operativer Bedeutung» unterrichtet werden würden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Informationsgehalt der Antwortbriefe an die Gefangenen wesentlich höher war als jener der Häftlingsbriefe. Berücksichtigt man nun die Anzahl der inhaftierten Verurteilten, so drängt sich der Schluss auf, dass die Führung der Abteilung Militärzensur und dementsprechend auch die Führung der SMAD als solche recht gut über das Leben breiter Schichten der deutschen Bevölkerung, über ihre Interessen und Sorgen informiert gewesen sein muss. Im Dezember 1949, als offiziell bekannt wurde, dass das Speziallager Bautzen aufgelöst werden würde, wurde der ohnehin nur spärliche Briefwechsel zwischen Häftlingen und ihren Angehörigen wieder untersagt.

#### 4.2 «Medizinische Betreuung»

Es ist unmöglich, allein aufgrund der ohnehin erst nach dem Ende der katastrophalen Hungerjahre vorliegenden Verwaltungsakten über das Haftgesundheitswesen den Zustand der medizinischen Betreuung wirklichkeitsnah zu beschreiben. Dazu ist insbesondere die Einbeziehung von Berichten überlebender Zeitzeugen unbedingt erforderlich.<sup>15</sup> Einiges zur Situation lässt sich aber feststellen.

Für die medizinische Betreuung war die Sanitätsgruppe zuständig. Das Speziallager verfügte über ein Gefängnis Krankenhaus mit 240 Betten für Häftlinge, welches 1949 mit Behandlungsräumen, einem Röntgenlabor und einem Analy-

15 Vgl. zum Beispiel den Erlebnisbericht von Harald Möller in diesem Heft, S. 23-43 sowie die Erlebnisberichte in «Das Gelbe Elend. Bautzen-Häftlinge berichten. 1945-1956» hrsg. vom Bautzen-Komitee, Berlin 1992.

selabor ausgestattet war. Natürlich beschränkte sich die medizinische Betreuung hier nur auf eine Notversorgung für besonders schwere Fälle. Die Unterkünfte im Krankenhaus unterschieden sich ansonsten nur unwesentlich von den Bedingungen in den allgemeinen Gefängnisräumen. Tuberkulosekranke wurden in einem eigens dafür vorgesehenen Gebäude mit 800 Betten untergebracht. Die stationär untergebrachten Kranken erhielten die erhöhte Lebensmittelration, wie sie für die Tuberkulosekranke festgelegt war. Im Lager gab es sechs Krankenstationen, in denen die Gefangenen unter der Leitung eines Mitarbeiters der Sanitätsabteilung ambulant von Häftlingsärzten betreut wurden. Alle Kranken, die einer stationären Behandlung bzw. Quarantäne bedurften, wurden in das Krankenrevier eingewiesen. Die Versorgung des Lagers mit medizinischem Verbrauchsmaterial erfolgte aus den Beständen der SMAD, aber auch durch Ankauf von Medikamenten bei deutschen Firmen.

Von den Krankheitsfällen entfiel die Mehrheit auf Lungentuberkulose, wobei die meisten Neuerkrankungen bei Neuankömmlingen im Lager auftraten. Die Mehrzahl der Todesfälle resultierte aus Lungentuberkulose im fortgeschrittenen Alter (50-60 Jahre). Für die schlimmsten Jahre 1945-1948 fehlen bezeichnenderweise die Sanitätsakten fast völlig. Die Sanitätsabteilung erstellte für das Spezialkontingent und die Verurteilten pro Monat getrennte Sanitätsberichte. Eine Lagerüberprüfung stellte laut einer Beschwerde Zikljajews noch am 17. Januar 1949 fest, dass den Schwerkranken mit aktiver Tbc keine normalen Lebensbedingungen gewährt würden. Sie lagen in Baracken mit feuchten Wänden, wo es unmöglich war, Tag und Nacht eine gleichmässige Lufttemperatur aufrechtzuerhalten. Kasakow erhielt eine einmonatige Frist zur Umquartierung. Nach Lungentuberkulose der offenen und geschlossenen Form herrschte Dystrophie als zweithäufigste Krankheit vor. In Bautzen waren daran im November 1949 1'341 Personen, also fast 20 Prozent aller Lagerinsassen, erkrankt.

### 4.3 Arbeitsmöglichkeiten

In den Speziallagern der SBZ gab es bis auf kleinere Arbeitskommandos zur Sicherung bestimmter wirtschaftlicher Abläufe im Lager bzw. für die Bedürfnisse des Lagerpersonals keine Arbeitsmöglichkeiten für die Gefangenen. Von 1946 bis zur Selbstaflösung in Bautzen existierende Werkstätten wurden in der Regel von Häftlingen des Spezialkontingents bewirtschaftet. Eine besonders wichtige Rolle spielte dabei die Tischlerwerkstatt, die über entsprechende Maschinen zum Sägen von Balken sowie über das nötige Werkzeug zur anschliessenden Weiterbearbeitung der Bretter verfügte. Darüber hinaus gab es eine Schlosserwerkstatt mit den erforderlichen Maschinen und Werkzeugen, zwei Handpressen und eine Schmiede mit zwei Schmiedeöfen. Insgesamt hatte das Lager 30 gut ausgebaute Arbeitsplätze in der Metallbearbeitung. Et-

was später wurde im Speziallager sogar eine Buchbindewerkstatt eingerichtet. Ausserdem verfügte das Lager über eine Schuster- und eine Schneiderwerkstatt. Diese waren mit fünf bzw. 25 entsprechenden Nähmaschinen ausgestattet. Getrennt von den anderen Einrichtungen existierte noch bis zum Mai 1949 eine Nähstube für Frauen, die jedoch nur über zwei Nähmaschinen verfügte. Besondere Beachtung verdient die Kunstschnitzerwerkstatt, die ausschliesslich Bestellungen der Lagerleitung ausführte. Es arbeiteten dort zwischen drei und fünf Schnitzer, die unter anderem künstlerisch gestaltete Schachspiele und Schreibgarnituren fertigten.

Zum Jahresbeginn 1949 entschloss sich die Hauptverwaltung Lager des MWD (GULag), die Arbeitskraft der Häftlinge von Speziallagern auf dem Territorium Deutschlands zur Herstellung verkaufsfähiger Waren zu nutzen. Dazu schrieb Generalmajor Dobrynin, der Leiter der GULag, an den Leiter der Abteilung Speziallager in Deutschland, Oberst Zikljajew, und forderte ihn auf, der Führung der GULag in Moskau bis zum 1. Februar 1949 mitzuteilen, welche Produktion wo und in welchem Umfang in den ihm unterstellten Lagern vorgesehen sei. Mit nur leichten Kürzungen wurde der Inhalt dieses Schreibens an alle Leiter von Speziallagern in Deutschland weitergeleitet. Das Hauptaugenmerk bei der Vorbereitung einer solchen Produktion sollte dabei darauf gerichtet sein, dass «die Waren den aktuell gültigen Standards entsprächen, von hoher Qualität und optischem Verkaufswert wären». Um nun diese Idee wirklich in die Tat umzusetzen und die Produktion ordnungsgemäss anlaufen zu lassen, schlug Moskau vor, einen Stellenplan für den Produktionssektor, ebenso für Planung, Buchhaltung sowie Haushalt und Versorgung der Produktion aufzustellen. Es versteht sich von selbst, dass der gesamte Produktionsprozess auf dem Territorium des Lagers ablaufen musste. Der Leiter der Abteilung Speziallager, Oberst Zikljajew, erhielt die Antwort vom Speziallager Bautzen bereits am 26. Januar 1949. Oberst Kasakow hatte auf den vier Seiten seines Berichts die Möglichkeiten seiner Werkstätten gründlich analysiert und vorgeschlagen, einerseits die Produktion von Schlafzimmermöbeln oder auch Küchenmöbeln und andererseits die Herstellung von Eimern, Kohlschaufeln und Bohrern in Angriff zu nehmen. Darüber hinaus erklärte er seine Bereitschaft, Schulhefte, Briefumschläge und Pappschachteln herzustellen und sogar Bücher zu binden. Auch die Belange der Armee hatte er berücksichtigt, als er vorschlug, auf der Basis der Schuster- und der Nähwerkstatt bis zu 200 Paar Stiefel sowie 200 Paar Hosen mit den dazugehörigen Armeehemden pro Monat herzustellen. Um all diese Arbeiten zu organisieren, bat Kasakow lediglich darum, ihm drei Fachleute für Planung, Normprüfung und für die Buchhaltung zur Verfügung zu stellen.

All diese Pläne zur kommerziellen Ausnutzung der Häftlinge sind jedoch nicht über die Papierform hinausgekommen. In den Unterlagen der Wirt-

schaftsabteilung, insbesondere in den Finanzabrechnungen, fehlt jeglicher Hinweis auf eine kommerzielle Seite der Arbeit der verschiedenen Werkstätten. Vermutlich blieb, ungeachtet der Anfragen und Forderungen aus Moskau, letztlich doch alles beim alten. Sicherlich wurde die Produktion von Schlafzimmer- bzw. Küchenmöbeln in Angriff genommen, allerdings ist es bei einer Verteilung der fertigen Waren zur internen Verwendung geblieben.

## 5. Die Auflösung des Speziallagers Bautzen

«Auf der Grundlage der Direktiven der Abteilung Speziallager des MWD der UdSSR in Deutschland Nr. 0081/3 vom 13. Januar 1950 und Nr. 0237/7 vom 4. Februar 1950 wurde mit den Vorbereitungen zur Räumung, zur Übergabe der verurteilten und der nichtverurteilten Häftlinge sowie zur Weitergabe aller Güter des Speziallagers an den Vertreter des Innenministeriums der Deutschen Demokratischen Republik begonnen», schrieb Kasakow am 21. März 1950 in seinem Abschlussbericht an den Leiter der Abteilung Speziallager, Oberst Sokolow. Das ist nicht korrekt, da das Recht zur Einrichtung und Auflösung von Lagern in erster Linie im Kompetenzbereich des Innenministeriums der UdSSR lag. Alle Verfügungen über die Auflösung von Speziallagern in Deutschland stützten sich auf den Befehl Nr. 0022 des Innenministers der UdSSR, Generaloberst Kruglow, vom 6. Januar 1950.

Im Januar 1950 begann die Vorbereitung der Speziallager auf die bevorstehende Freilassung der Gefangenen des Spezialkontingents und der SMT-Verurteilten bzw. deren Übergabe an die Hauptverwaltung Strafvollzug des Innenministeriums der DDR. Der Befehl Nr. 0082/7 vom 13. Januar 1950 schrieb vor, wie die freigelassenen Spezialkontingent-Häftlinge gekleidet sein müssten, was sie vor ihrer Freilassung zu essen erhielten, wer sie auf welchem Weg zur Eisenbahnstation zu begleiten hatte. Der Befehl Nr. 0081/3 vom 13. Januar 1950 dagegen beschrieb die grundlegenden Fristen sowie die Vorgehensweise bei der Übergabe der Unterlagen. Am 11. März 1950 schliesslich erging Befehl Nr. 007 des SMAD-Chefs, Armeegeneral Tschuikow, «Über die Auflösung der Speziallager». Dies war nach bisherigem Kenntnisstand die letzte offizielle Verfügung über die Auflösung von Lagern in der SBZ.

Im Abschlussbericht von Kasakow sind dazu folgende Angaben festgehalten:

«Insgesamt wurden freigelassen:

- a) Spezialkontingent – 689 Personen
- b) Verurteilte – 120 Personen

Insgesamt wurden übergeben:

1. An die Sowjetische Kontrollkommission
  - a) Spezialkontingent – 79 Personen
  - b) Verurteilte – 160 Personen
2. An den Vertreter des Innenministeriums der Deutschen Demokratischen Republik
  - a) Spezialkontingent – 300 Personen
  - b) Verurteilte – 5'900 Personen
3. Über das Speziallager Nr. 1 wurden 9 Bürger anderer Staaten in die UdSSR gebracht.»

Unter dem Vermerk «Streng geheim» findet sich in den Archivunterlagen ein von Kasakow persönlich unterzeichneter Ablaufplan für die Ausfertigung der Übergabeunterlagen der Häftlinge des Lagers Bautzen, der das Datum vom 13. Januar 1950 trägt. Entsprechend dieses Arbeitsplanes sollten, beginnend mit dem 16. Januar 1950, täglich ausser sonntags Unterlagen für jeweils 450 Häftlinge ausgefertigt werden. Für den 31. Januar 1950 war die Fertigstellung der letzten 128 Häftlingsunterlagen vorgesehen, so dass an diesem Tag alles zur Übergabe der insgesamt 5'978 Häftlinge an die deutschen Machtorgane vorbereitet sein sollte. Parallel zur Ausfertigung der Häftlingsunterlagen begann man bereits am 16. Januar mit der Freilassung. Zwischen dem 16. und dem 20. Januar 1950 wurden 761 Gefangene freigelassen. Im Abschlussbericht Kasakows hiess es dann weiter: «Bei ihrer Freilassung aus dem Speziallager wurden die Häftlinge vollständig eingekleidet, erhielten ihre persönlichen Dokumente und Entlassungsbescheinigungen in deutscher Sprache ausgehändigt. Ausserdem wurden sie in russischer Sprache zur Registratur herangezogen. Für ihre Reise erhielten sie eine Marschverpflegung in Abhängigkeit von der vor ihnen liegenden Wegstrecke, jedoch nicht für mehr als für drei Tage. Für die Eisenbahnfahrt bekamen sie Fahrgeld, und zwar acht Pfennig je Kilometer, jedoch nicht mehr als 40 Mark. Eine Ausnahme bildeten diejenigen, deren Wohnort in den Westzonen bzw. westlichen Staaten lag. Ihnen wurde das Fahrgeld erhöht, jedoch insgesamt nicht auf mehr als 500-600 km.» Häftlinge, die selbst Geld besaßen, welches in der Finanzabteilung des Lagers aufbewahrt wurde, erhielten, sofern dieses ausreichend war, überhaupt kein Fahrgeld ausgezahlt. «Insgesamt wurden im Jahr 1950 15'461 Mark an Reisegeldern verteilt. Für das den deutschen Organen übergebene Kontingent wurden auch die ins Deutsche übersetzten Auszüge aus den Urteilen mit übergeben. Wertgegenstände, die Verurteilten bzw. Häftlingen des Spezialkontingents gehörten, wurden im Beisein des betreffenden Häftlings an einen Vertreter des Innenministeriums der Deutschen Demokratischen Republik übergeben.» Einen Tag vor ihrer Freilassung wurde den Häftlingen im Aufenthaltsraum ein erster kleiner Einblick in die Dinge gewährt, die sich ausserhalb des Lagers ab-

spielten: Sie durften Zeitungen lesen, selbstverständlich nur solche, die offiziell in der DDR erschienen.

Am 18. Januar 1950 schrieb Oberst Kasakow in einem Brief an den Leiter der Abteilung Speziallager, Oberst Sokolow: «Unter dem Spezialkontingent und den Verurteilten herrscht eine gehobene Stimmung in Erwartung ihrer baldigen Freilassung.» Diese Erwartungen gingen jedoch nur für sehr wenige in Erfüllung, denn die grosse Mehrheit wurde nicht freigelassen, sondern den Angehörigen der neu begründeten Hauptverwaltung Strafvollzug im Ministerium des Innern der DDR, die das Gefängnis übernahm, übergeben. Beim Vergleich der Abschlusszahlen der Berichte fällt auf, dass 78 Häftlinge nicht wie eigentlich geplant dem Innenministerium der DDR übergeben worden, sondern noch auf unbestimmte Zeit in den Händen des sowjetischen MWD verblieben sind.

Am 17. Februar 1950 informierte die Führung der Speziallager in Deutschland die Leiter der verbliebenen drei Lager detailliert darüber, dass bei der Auflösung des Lagers und der Übergabe des Inventars an die Vertreter der Gruppe der sowjetischen Besatzungstruppen in Deutschland nicht das gesamte Inventar zu übergeben, sondern ein Teil davon an sie zu verkaufen sei, und zwar: Lebensmittel, Wirtschaftsgüter, Baumaterial, Autoersatzteile, Brennstoffe, Benzin, nicht angeforderte persönliche Wertgegenstände von Häftlingen des Spezialkontingents usw. Wenn diese nicht einverstanden waren, die Dinge zu kaufen, so wurde vorgeschlagen, sie den Organen des Innenministeriums der DDR zum Kauf anzubieten. Interessant an diesem Dokument ist allein schon die Tatsache, dass man nicht daran dachte, dem DDR-Innenministerium auch nur irgendetwas kostenlos zu überlassen. Im Gegenteil, alles sollte gekauft werden. Später wurde diese Anordnung allerdings dahingehend modifiziert, dass unter anderem Gebäude und grössere Ausrüstungen unentgeltlich zur Nutzung überlassen wurden. Die Gelder, die aus diesen Verkäufen eingenommen wurden, kamen auf das Konto der Abteilung Speziallager in Deutschland. In Kasakows Bericht heisst es hierzu: «Zur Übergabe des gesamten Lagerinventars an die deutschen Organe wurde (...) eine Liquidationskommission unter dem Vorsitz des stellvertretenden Lagerleiters, Gen. Major Gostew, geschaffen. Dem Vertreter des Mdl der Deutschen Demokratischen Republik wurde insgesamt Inventar in einem Wert von 5'961'375 Deutsche Mark übergeben, darunter gegen Bezahlung für 474'982 Deutsche Mark. Ausserdem wurde dem Truppenteil (...) Kasernenmobiliar und Literatur im Wert von 4'249 Mark überlassen. (...) Die gesamte Dokumentation des Lagers, die der Archivierung obliegt, wurde entsprechend der Anordnung Nr. 035 7/3 der 1. Spezialabteilung des MWD der UdSSR vom 17.02.1950 vorbereitet und in diese Abteilung nach Moskau gebracht.»

Gegenwärtig ist es noch nicht möglich, eine genaue Aufstellung über die Anzahl der nach Moskau gebrachten Archivakten zu geben bzw. wenigstens festzustellen, wie hoch der Prozentsatz der erhaltenen Akten im Vergleich zu den

vernichteten ist. Bekannt ist lediglich die Anweisung Nr. 002317/3 der Abteilung Speziallager vom 26. Juli 1948, nach der im Speziallager Bautzen eine spezielle Kommission gebildet wurde, welche die Aufgabe hatte, Unterlagen über die Tätigkeit des Lagers in den Jahren 1945 und 1946 vor Ort zu vernichten. Wahrscheinlich sind auch zu einem späteren Zeitpunkt noch Akten beseitigt worden.

Am 18. April 1950 schrieb der Leiter der Abteilung Speziallager, Oberst Sokolow, in seinem Bericht mit der Nr. 00736/3 an den Innenminister der UdSSR, Generaloberst S. N. Kruglow: «Ich teile mit, dass die Verfügung des Politbüros des ZK der VKP (B), des Ministerrats der UdSSR sowie Ihr Befehl Nr. 0022 erfolgreich in die Tat umgesetzt worden sind. Die Speziallager und die Abteilung Speziallager des MWD der UdSSR in Deutschland wurden vollständig aufgelöst. Die Gefangenen und das Spezialkontingent sind einen Monat früher als geplant freigelassen, übergeben bzw. verschickt worden, und zwar zum 16. Februar 1950 ohne besondere Vorkommnisse. (...) Ich bitte Sie, die besonders verdienten Mitarbeiter der Speziallager und der Abteilung (...) für Regierungsauszeichnungen vorzusehen.» Weiterhin gab Sokolow in dem Bericht eine genaue Aufstellung über die Anzahl sämtlicher bei der Abteilung Speziallager des MWD der UdSSR registrierten Häftlingszu- bzw. -abgänge im Zeitraum vom 15. Mai 1945 bis zum 1. März 1950, dem Tag der endgültigen Schliessung der Lager in Deutschland. Danach waren in den Lagern auf dem Gebiet der SBZ in dem gesamten Zeitraum 157'837 Personen inhaftiert gewesen, davon 122'671 Deutsche, 34'706 Sowjetbürger und 460 Ausländer. Ab dem 1. März 1950 waren keine deutschen Häftlinge auf dem Gebiet der DDR mehr in Gewahrsam der Abteilung Speziallager; alle weiter inhaftierten Gefangenen unterstanden von nun an deutschen Behörden.

С П Р А В К А

О результатах расследования дел осужденных, содержащихся в спецлагере БЗ выделенных в список № "5" на \_\_\_\_\_ по состоянию на "6" Января 1949 года.

в том числе по срокам судимости:

СОСТАВ ПРАСТУПНИКОВ	Всего осужденных	по срокам судимости						по истечению
		до 5 лет	от 6 лет до 10 лет	от 11 лет до 15 лет	от 16 лет до 20 лет	от 21 лет до 25 лет	и более	
1	2	3	4	5	6	7	8	
Всего содержащихся осужденных	595	71	50	604	4180	890		
в том числе:								
Агентов С Е А	728	1	5	57	715			
Агентов Англии	490			34	456			
Агентов Франции	123			8	125			
Агентов Немецких	110	1	1	9	99			
Агентов Польских	10			3	7			
Агентов Югославских	268		2	28	238			
Террористов	109	4	1	5	99			
Диверсантов	250	7	4	24	215			
Вредителей	7			1	6			
Саботажников	4	1		1	2			
За порочность и полноту судимости	4					4		
Участников "Березки" без фактически: длительности.	200	6	7	41	146			

Abb. 6: Die SMT-Verurteilten des Speziallagers Bautzen nach Haftgrund und Strafmaß (Stand 6.12.1949) - 1. Seite.  
 Quelle: GARF, Fond 9409, opis 1, Akte 560.

Tabelle 3: Die SMT-Verurteilten des Speziallagers Bautzen nach Haftgrund und Strafmass (Stand 6.12.1949) – Übersetzung.  
 Quelle: GARF, Fond 9409, opis 1, Akte 560.

	Verur- teilte gesamt	'5 Jahre	6-10 Jahre	11-15 Jahre	16-20 Jahre	21-25 Jahre	lebens- länglich
Verurteilte gesamt darunter:	5595		71	50	604	4'180	690
Agenten der USA	778		1	5	57	715	
Agenten Englands	490				34	456	
Agenten Frankreichs	133				8	125	
Deutsche Agenten	110		1	1	9	99	
Belgische Agenten	10				3	7	
Agenten anderer Staaten	288			2	28	258	
Terroristen	109		4	1	5	99	
Diversanten	250		7	4	24	215	
Schädlinge	7				1	6	
Saboteure	4		1		1	2	
Aufständische und politische Banditen	4					4	
Werwolf-Angehörige ohne praktische Tä- tigkeit	200		6	7	41	146	
Kriegsverbrecher da- runter:							
a) offizielle Mitarbei- ter von Gestapo, Abwehr, SD und anderen Strafbe- hörden	53				3	23	27

	Verur- teilte gesamt	'5 Jahre	6-10 Jahre	11-15 Jahre	16-20 Jahre	21-25 Jahre	lebens- länglich
b) Personal von Gefängnissen und KZ	215		6	2	32	117	58
c) Angehörige von SS, SA und anderen faschistischen Militärorganisationen	1'002		2	5	97	526	372
d) Sonstige	211		4	2	25	115	65
Für antisowjetische Agitation	457		5		2	450	
Lesen und Aufbewahren von Flugblättern über die Grenzen Deutschlands	1		1				
Beihilfe zum Heimatverrat	11					11	
Nichtanzeige unerlaubter Grenzübertritt							
unerlaubter Übertritt der Demarkationslinie	3				1	2	
Schmuggel und Organisation von Menschenhandel	5					5	
Waffenbesitz	184		6	2	17	159	
Diebstahl	205		4	5	77	119	
Sonstige Verbrechen	865		23	14	139	521	168

С. Л. О. И.  
 Спецлагерь № 4 МВД СССР и организации внешней  
 и внутренней охраны

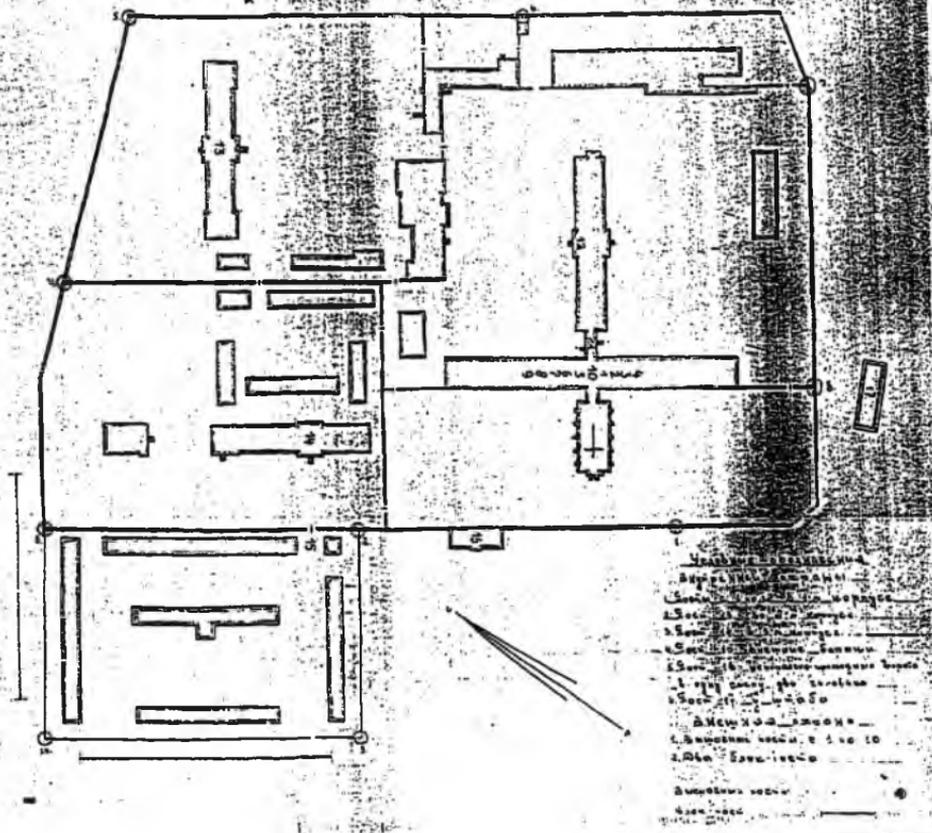


Abb. 7: Plan des Speziallagers Nr. 4 des MWD Bautzen zur Organisation der äußeren und inneren Bewachung  
 Quelle: GARF, Fond 9409, opis 1, Akte 214



Bautzen, 23. Februar 1950

Regist.Nr.  
Bl.

-150-

# DER STADTRAT ZU BAUTZEN

Sekr. d. Bürgermeisters

Bitte bei Antwort an allen Colloquenzen zurückgeben

## B e s c h e i n i g u n g

Der Stadtrat zu Bautzen bescheinigt hiermit, daß der Stadtrat als solcher keine Forderungen materieller oder finanzieller Art an die Militärische Einheit, Feldpost-Nr. 96.900 W (Lager der Sowj. Milit. Administration) hat.



Der Stadtrat zu Bautzen

*[Signature]*

( Ehren )  
Bürgermeister

ГОРОДСКОЙ СОВЕТ  
ГОРОДА БАУТЗЕН

-секрет. бургомистра-

г. Баутцен, 23 февраля 1950г.

С П Р А В К А

Городской совет города Баутцен настоящим подтверждает, что городской совет к войсковой части, пох. почта № 96.900 В (лагер Сов. Военной Администрации) никаких претензий по делам имущества или по финансовым делам не имеет.

ГОРОДСКОЙ СОВЕТ ГОРОДА БАУТЗЕН



*[Signature]*

/ З Р Е Н /  
бургомистр

Abb. 8: Bestätigung des Bürgermeisters von Bautzen vom 23. Februar 1950, daß die Stadt Bautzen keine Forderungen gegen das Speziallager Bautzen mehr hat.  
Quelle: GARF, Fond 9409, opis 1, Akte 529, Bl. 150

СПИСОК

На умерших осужденных и спецконтингент в спецлагере № 4 СВАГ с 28-7 по 13-8-45 года.

№ № П/П	Ф А М И Л И Я	И-М-Я	Год Рождения	Национальность	Когда умер
1	ЦВАРД	Петр	1898	немец	Умер 80-7-45 года.
2.	ЦИЦЕЛЬ	Рихард	1890	"	Умер 2-8-45 года
3.	АНДЕРС	Вилли	1905	"	Умер 8-8-45 года
4.	БИ	Эрик	1887	"	Умер 8-8-45 года
5.	ЛУРИХ	Врумо	1889	"	Умер 6-8-45 года
6.	ФЭНИГТВЕРТ	Макс	1892	"	Умер 5-8-45 года
7.	ФЛИГГЕР	Роберт	1891	"	Умер 4-8-45 года
8.	КУНЦ	Фридрих	1884	"	Умер 10-8-45 года
9.	ШТЕЙН	Вальтер	1891	"	Умер 11-8-45 года
10.	ГАН	Пауль	1887	"	Умер 10-8-45 года
11.	РУДОЛЬФ	Карл	1899	"	Умер 10-8-45 года
12.	ВНАРВЕРТ	Георг	1894	"	Умер 9-8-45 года
13.	БЕРНГАРТ	Эрик	1898	"	Умер 9-8-45 года
14.	НОЙВЕРТ	Эрик	1898	"	Умер 9-8-45 года
15.	МАРТЕН	Артур	1910	"	Умер 11-8-45 года
16.	ДЕШЕР	Альфонс	1908	"	Умер 12-8-45 года

НАЧАЛЬНИК СПЕЦЛАГЕРЯ № 4 СВАГ

ПОДПОЛКОВНИК

/КАВАКОВ/

*Handwritten signature*

НАЧАЛЬНИК УЧЕТНОГО ОТДЕЛЕНИЯ

КАПИТАН

/ИКСОВСОВ/

*Large handwritten signature*

Abb. 9: Liste der verstorbenen Verurteilten und Spezialkontingent-Gefangenen im Speziallager Bautzen im Zeitraum vom 28. Juli bis 13. August 1945

Quelle: GARF, Fond 9409, opis 1, Akte 530, Blatt 58

## Literaturverzeichnis

- Bautzen-Komitee (Hg.), Das Gelbe Elend: Bautzen-Häftlinge berichten. 1945-1956, Berlin 1992.
- Finn, Gerhard, Die politischen Häftlinge der Sowjetzone, Köln Reprint 1989.
- Fricke, Karl Wilhelm, Politik und Justiz in der DDR. Zur Geschichte der politischen Verfolgung 1945-1968, Köln 1990.
- Friedrich Ebert-Stiftung (Hg.), Die Akten der kommunistischen Gewaltherrschaft – Schlussstrich oder Aufarbeitung?, Leipzig 1994.
- Kempowski, Walter, Ein Kapitel für sich, München 1992 (1. Aufl. 1975).
- Kempowski, Walter, Im Block. Ein Haftbericht, München 1992 (1. Aufl. 1969).
- Kimmel, Andreas H. E, Die politische Strafjustiz in der SBZ/DDR von 1945 bis 1950 am Beispiel der Strafvollzugsanstalt Bautzen, Wiesbaden 1994.
- Klein, Manfred, Jugend zwischen den Diktaturen. 1945-1956, Mainz 1968.
- Klonovsky, Michael/von Flocken, Jan, Stalins Lager in Deutschland: Dokumentation: Zeugenberichte 1945-1950, München 1993.
- Lange, Herbert, Engel von Bautzen. Bericht einer Haft, Berlin 1994.
- Lehmann, Kurt, Richter hat gesprochen: 10 Jahre Lager. Stalins Militärjustiz in Deutschland 1946, o. 0.1990.
- Lipinsky, Jan, Akten aus deutschen und sowjetrussischen Archiven – neue Erkenntnisse über die sowjetischen Speziallager in Deutschland. Beispiel Bautzen. In: Die Akten der kommunistischen Gewaltherrschaft – Schlussstrich oder Aufarbeitung? Leipzig 1994. S. 78-86.
- Mertha, Hans-Jürgen/Schneider, Horst, Darf menschliches Leid saldiert werden?: Ein Vergleich des Internierungslagers Bautzen mit den «Rheinwiesenslagern» nach Kriegsende 1945, o. 0.1994.
- Müller, Klaus Dieter/Osterloh, Jörg, Die Andere DDR. Eine studentische Widerstandsgruppe und ihr Schicksal im Spiegel persönlicher Erinnerungen und sowjetischer NKWD-Dokumente, Dresden 1995.
- Priess, Benno, Unschuld in den Todeslagern des NKWD 1945-1954: Torgau, Bautzen, Sachsenhausen, Waldheim, Calw 1995 (1. Aufl. 1991).
- Priess, Benno, Erschossen im Morgengrauen. Verhaftet, Gefoltert, Verurteilt, Erschossen, Calw 1997.
- Schendzielorz, Gerda, Der Garten der Einsamkeit, Hameln 1995.
- Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft (Hg.), Spuren Suchen und Erinnern: Gedenkstätten für die Opfer politischer Gewaltherrschaft in Sachsen, Leipzig 1996.

Strech, Ulrich, In der Hölle von Bautzen oder Der gefangene Eros, Frankfurt aM. 1991.

Vereinigung der Opfer des Stalinismus e.V. (Hg.), Zwischen Waldheim und Workuta: Erlebnisse politischer Häftlinge 1945-1965, Bonn 1967.

Wiener, Horst, Anklage: Werwolf: Die Gewalt der frühen Jahre oder Wie ich Stalins Lager überlebte, Reinbek bei Hamburg 1991.



## Abkürzungsverzeichnis

CDU	Christlich-Demokratische Union
DDR	Deutsche Demokratische Republik
FDJ	Freie Deutsche Jugend
Gestapo	Geheime Staatspolizei
GULag HJ	Hauptverwaltung Lager des Ministeriums des Innern der UdSSR Hitlerjugend
ITL	Besserungs-Arbeitslager
KgU	Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPR/B	Kommunistische Partei Russlands/Bolschewiki
KVP	Kasernierte Volkspolizei
KZ	Konzentrationslager
LDPD	Liberal-Demokratische Partei Deutschlands
MfS	Ministerium für Staatssicherheit
MGB	Ministerium für Staatssicherheit der UdSSR
MWD	Ministerium für innere Angelegenheiten der UdSSR
NKGB	Volkskommissariat für Staatssicherheit der UdSSR
NKWD	Volkskommissariat für innere Angelegenheiten der UdSSR
NS	Nationalsozialismus
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
PKW	Personenkraftwagen
SBZ	Sowjetische Besatzungszone Deutschlands
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SD	Sicherheitsdienst der SS
SKK	Sowjetische Kontrollkommission
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland
SMT	Sowjetisches Militärtribunal
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
VP	Volkspolizei

## Weitere Hefte dieser Reihe

- Heft 1: Luxemburger Zwangsrekrutierte im Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna 1943-1945.  
Bearbeitet und eingeleitet von Michael Eberlein und Norbert Haase  
ISBN 3-9805527-0-5
- Heft 2: *Hans-Dieter Scharf:*  
Von Leipzig nach Workuta und zurück.  
Ein Schicksalsbericht aus den frühen Jahren des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates 1950-1954.  
Bearbeitet und eingeleitet von Klaus-Dieter Müller  
ISBN 3-9805527-1-3
- Heft 3: *Maria Vittoria Zeme:*  
«... und entzündete einen Funken Hoffnung».  
Aus dem Tagebuch einer italienischen Rotkreuzschwester im Kriegsgefangenenlager Zeithain 1943 – 1944.  
Bearbeitet und eingeleitet von Jörg Osterloh  
ISBN 3-9805527-2-1

Die Hefte können zum Preis von 7,00 DM incl. MwSt. zzgl. Versandkosten bezogen werden über:  
Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft,  
Altenzeller Strasse 19, 01069 Dresden  
Tel.: (0351) 4695 540 Fax: (0351) 4695 541